

Gisela Gisin

*9 weitere Geschichten
zum Lesen und Zuhören*



Gisela Gisin

*9 weitere Geschichten
zum Lesen und Zuhören*

Inhalt

Flora	7
Drei gute Freunde	16
Die kleine Gemse.....	25
GOLIATH	30
Christophers und Anns Grosseltern.....	41
Marion, die mutige Ricke	62
Pfiffi, das kleine Murmeltier	68
Der rote Engel	79
Der Weihnachtsstern	94



Flora

Flora war müde, müde, müde. Sie hatte ein kleines Schläfchen wohl verdient.

Flora war eine Hündin, eine grosse, schöne, gepflegte und sehr geliebte Hündin. Sie hatte vor neun Wochen zum ersten Mal geworfen, drei gesunde, kräftige Hundebabys hatte sie zur Welt gebracht. Dimitri, ihr junges Herrchen, und seine Eltern hatten Flora bewundert, beglückwünscht zu diesem Ereignis, und seither kamen fast jeden Tag Freunde und bestaunten die schöne Hundemama und ihre lustigen Jungen. Flora war so recht der Mittelpunkt ihrer Familie. Sie genoss diese Auszeichnung, aber doch war das alles auch sehr ermüdend: Keine ruhige Minute, dauernd bewundert und bestaunt werden, und dann die drei wilden Welpen, die Hundebabys. Die tollten um die Mama herum, wollten mit ihr spielen, liessen sie nicht schlafen.

Aber jetzt, am frühen Nachmittag, war Dimitri in der Schule, die Eltern waren auch nicht zu Hause, und die drei kleinen Hunde schliefen nach ihrem Mittagmahl in ihrer eingezäunten Gartenecke.

Flora trottete müde und langsam zu dem entferntesten Fleck des Gartens, suchte sich ein schattiges Plätzchen, drehte sich ein paar Mal um sich selbst, liess sich dann befriedigt ins Gras fallen und schlief sofort ein.

Gerade jetzt wachten die Welpen auf, zuerst Poncho, dann Puschka und Pinta. Alle Drei waren, wie das bei Welpen so ist, sofort hellwach. Sie kugelten übereinander, durcheinander, rannten im Kreis herum, tranken ein bisschen Wasser und freuten sich ihres Lebens. Aber wo war wohl die Mama? Poncho

schaute über die niedrige Tür, die ihre Welpenecke abschloss. Er stand auf seinen Hinterbeinen, die Vorderpfoten auf die niedrige Tür gestützt und drehte seinen grossen, runden Kopf nach rechts, nach links. Nirgends war die Mama zu sehen, nirgends waren Dimitri und seine Freunde zu erblicken.

Hopp – sprang Puschka neben Poncho, stellte sich auf die Hinterbeine, stützte die Vorderpfoten auf die Tür und sah nach rechts – nach links. Und dann kam – hopp – Pinta und machte es den Geschwistern nach, drehte den Kopf nach rechts – nach links. Nichts, immer noch nichts zu sehen. Die drei kleinen Hund streckten sich und reckten sich, um besser sehen zu können, noch ein bisschen höher, noch ein bisschen höher. Und – plumps – machte Poncho einen Purzelbaum über die niedrige Tür weg und lag im Gras. Plumps – plumps – folgten ihm Puschka und Pinta.

Ein bisschen verdattert rappelten sich die drei Welpen auf, sahen sich erstaunt um in der grossen Freiheit: der ganze weite Garten lag vor ihnen, keine Einzäunung mehr. Sie konnten rennen, jagen, laufen wohin sie wollten. So gross war die Welt, so zaunlos!

Übermütig rannte Poncho voran, gefolgt von seinen Schwestern. Er rannte auf seinen strammen, aber noch nicht ganz sicheren Beinen ums Haus. Alles war neu, alles war noch nie gesehen. Die schmiedeeiserne Gartentür stand offen, dahinter fing eine neue, noch grössere Welt an.

Das Haus lag an einem kleinen, kaum befahrenen Weg. Niemand, kein Mensch, kein Hund, keine Katze, kein Auto war auf diesem Weg zu sehen. Die grosse Welt war leer und unbegrenzt. Poncho rannte mit seinen Schwestern los, immer weiter, immer weiter in die grosse Welt und unbegrenzte Freiheit hinein. Es war herrlich!



Aber nach ein paar Minuten begann sich das Glück über diese Freiheit zu verdüstern: ein leises, unheimliches Geräusch störte die empfindlichen Ohren der Welpen, und ein leichter, übler Geruch stieg in ihre feinen Nasen. Nun wäre es natürlich das einzig Kluge gewesen, kehrt zu machen, umzudrehen und nachhause zu laufen. Aber wollte Poncho seinen Mut beweisen? Wollte er auch die gefährliche Seite der Welt kennen lernen? Hatte er vergessen, dass man zuhause bei Mama und Dimitri immer sicher war? Ich weiss es nicht! Jedenfalls liefen alle drei Hündchen, etwas verschreckt, aber tapfer, immer geradeaus.

Der kleine, ruhige Weg, an dem das Haus lag, mündete in eine grosse Verkehrsstrasse. Auf der fuhren Lastwagen, hupten Autos, schossen Motorräder vorbei. Und in diesem Höllenlärm endete der lustige Ausflug der drei kleinen Geschwister.

Poncho war nicht mehr der grosse, mutige Bruder, der Held. Er zitterte am ganzen Körper, wie seine Schwestern, kniff das Schwänzchen ein und hatte nur einen Gedanken: fort, fort, fort von diesem Höllenlärm, fort, fort, fort von diesem grässlichen Benzingeruch.

Poncho, Puschka und Pinta rannten noch eine kleine Strecke durch diese Hölle, dann tat sich ihnen eine Himmelstür auf, die in Wirklichkeit nur ein grosses Gartentor war. Durch das jagten die Hunde, rannten noch eine gute Weile. Der Lärm nahm ab, es roch nicht mehr so schrecklich.

Die Drei liefen langsamer, langsamer, blieben stehen, hörten ihre Herzen pochen, sahen sich verstört an und liessen sich – pluff – pluff – pluff – ins Gras fallen. Sie verschnauften ein bisschen, rollten sich zusammen und schliefen nach diesem schlimmen Abenteuer ein. Sie hatten sich ihren Rastplatz nicht ausgesucht, und doch war es ein wunderschöner Platz unter einem alten, mächtigen Kastanienbaum.

Schlaft nur schön, ihr tapferen Kleinen. Ihr habt eine Hundemama und eine Menschenfamilie, die euch lieben und die euch sicher suchen und finden werden. Alles wird gut enden!

Flora hatte gut geschlafen. Sie fühlte sich stark und frisch. Sie stand auf, dehnte ihre Glieder, schüttelte den grossen Kopf, um die letzte Müdigkeit zu vertreiben und trottete der Welpenecke zu.

„Die Kleinen müssen nun sicher wach sein,“ dachte sie. Ruhig und elegant sprang Flora über die niedrige Gartentür, die zur Welpenecke führte. Hier roch es gut und intensiv nach den drei Kleinen. Der Napf voll frischen Wassers stand an einem schattigen Platz, Flora stillte ihren Durst und rief dann leise nach den Jungen.

Nichts! Nichts rührte sich.

Flora bellte lauter, suchte ihre Welpen, suchte noch einmal, bellte noch einmal. Aber nichts war zu hören, keine Antwort. Nichts war zu sehen, keine Hundekinder.

Flora sprang wieder elegant und leicht über die kleine Gartenpforte. Ihre Nase am Boden sagte ihr, dass Poncho, Puschka und Pinta ausgerissen waren. So gut konnte Flora riechen, dass sie – die Nase immer am Boden – dem Weg, den die Ausreisser genommen hatten, leicht folgen konnte. Flora kannte den ruhigen Weg, an dem das Haus lag, sehr gut. Sie kannte aber auch die schreckliche, grosse, gefährliche Verkehrsstrasse, in die der Weg mündete. Nie war sie dort alleine gewesen. Sie war immer an der Leine und beschützt von einem Menschen zu dieser schrecklichen Strasse gekommen. Nun rannte sie alleine, der Spur ihrer Jungen folgend, dieser Höllenstrasse zu. Sie hatte Angst um ihre Jungen, sie hatte Angst vor dem Lärm, vor den Lastwagen, den Autos, den Motorrädern, sie hatte Angst vor dem schrecklichen Benzin- und Ölgeruch.

Flora hatte Angst, Angst, Angst, und am Ende wusste sie kaum mehr wovon und warum sie so grosse Angst hatte. Sie rannte mit eingekniffenem Schwanz, und in ihrer Seele, in ihrem Kopf, in ihrem ganzen Körper war nur Angst, Angst, Angst.

Sie rannte, rannte, rannte und hatte kaum bemerkt, dass sie in eine kleine Nebenstrasse eingebogen war, dass der Lärm leiser wurde. Denn die Angst war immer noch übermächtig.

Flora lief weiter. Da, da hörte sie etwas Neues, etwas anderes, als den Verkehrslärm. Nahe vor Flora balgten sich drei Jungen, es war ein Knäuel von Jungen, die schrieten, heulten, brüllten. Eigentlich war Flora solches Schreien, Heulen, Brüllen von Jungen wohlbekannt. In diese Art Kämpfe im Garten zuhause hatte sie sich nie eingemischt. Sie war eine friedliche Hündin, immer freundlich und wich jedesmal, wenn sich Dimitri mit Freunden balgte, aus. Aber jetzt fühlte Flora immer noch ihre grosse Angst, und diese Angst liess sie in den Knäuel von kleinen Menschen fahren, bellen, zuschnappen, wütend sein. Ein T-Shirt wurde zerfetzt, eine Hose zerrissen, und zwei zu Tode erschrockene Jungen rannten heulend davon.

Flora war ganz plötzlich ruhig geworden. Sie verstand nicht, was sie getan hatte, sie wusste nicht mehr, was Schreckliches passiert war. Sie wusste nur noch, dass sie Hilfe brauchte, Hilfe von jemand, der alles wieder in Ordnung brachte, der sie wieder zu ihren Jungen und zu Dimitri in den grossen Garten zurückbrachte. Sie heulte laut auf. Das war ein Hilferuf. Und da schlangen sich zwei Arme um ihren Hals, drückte sich ein trännennasses Jungengesicht an ihre Stirn.

„Hund, Hund, du hast mich gerettet, Hund, Hund, die Zwei haben mich verprügelt, ich weiss nicht warum, ich hab’ ihnen gar nichts getan. Hund, Hund, du musst immer bei mir bleiben, komm’ mit mir, Hund, komm’ mit mir nachhause.“

Der Junge, der so redete, zog einen Bindfaden aus seiner Hosentasche, band Flora daran, schluchzte noch ein bisschen und stolperte dann mit Flora davon.

So kam Flora bald wieder an die grosse Verkehrsstrasse, aber mit ihrem neuen Beschützer, der zielbewusst durch diesen Höllennlärm stapfte, hatte die Hündin keine Angst mehr. Sie folgte ihm, wusste, dass der kleine Mensch sie schützte, und der kleine Mensch war sicher, dass der Hund ihn schützte.

So kamen die Zwei zuhause, bei Michael, so hiess der kleine Junge, an.

Die Eltern sassen im Garten und tranken Kaffee.

„Hallo!“ sagte die Mutter, „Michael, wie siehst du denn aus? Zerschunden und schmutzig. Was ist denn passiert?“

„Hallo!“ sagte der Vater, „wem gehört denn der Hund, den du da mitbringst?“

„Zwei grosse Jungen haben mich angegriffen und geschlagen. Dann kam mein Hund und hat mich gerettet. Der Hund gehört jetzt mir.“

„Na, na“, sagte der Vater, „schau, dein Hund hat eine Medaille an seinem Halsband. Darauf steht sicher sein Name und die Adresse seiner Besitzer.“

Ja, Flora heisst dein Hund, und somit ist sie eine Hündin. Und hier steht eine Telefonnummer. Da müssen wir gleich anrufen.“

Michael weinte, schluchzte, warf sich der Mama in die Arme.

„Es ist mein Hund. Er soll bei mir bleiben. Er liebt mich. Ich will ihn behalten.“

Kaum zehn Minuten später kam Dimitri mit seinen Eltern.

„Flora, Flora!“ rief Dimitri. Und Flora, als sie die Stimme ihres Herrchens hörte, jagte Dimitri entgegen, gebärdete sich wie toll, sprang an ihm hoch, bellte vor Wiedersehensfreude. Sie

raste durch den fremden Garten, zog Kreise, immer grössere Kreise, konnte sich nicht beruhigen vor Glück und Freude.

Und plötzlich, plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen, war still, bellte nicht mehr. Denn da purzelten drei kleine Hunden durchs Gras. Poncho, Puschka und Pinta, die unterm Kastanienbaum geschlafen hatten, waren von der Stimme ihrer Mama aufgeweckt worden. Für sie war es ganz natürlich, dass Mutter, Dimitri und seine Eltern hier waren. Sie jagten auf ihren noch ein wenig unsicheren Beinchen um die Mutter, die Mutter bellte vor Glück und Dimitri kniete mit ausgebreiteten Armen und lachend mitten in der Schar.

„Ende gut – alles gut!“ sagte Dimitris Vater. Er wandte sich zu Michaels Eltern:

„Wir danken Ihnen sehr herzlich. Wir hatten uns schon grosse Sorgen um die Hunde gemacht. Danke, dass Sie sofort angerufen haben. Wir würden uns freuen, Sie in den nächsten Tagen bei uns zu sehen.“

„Aber wo ist denn Michael? Er hat Flora doch gefunden?“

„Michael! Michael!“

Dimitri fand den Jungen schluchzend, heulend, so unglücklich unter dem Kastanienbaum, unter dem die Welpen geschlafen hatten.

„Was ist denn los? Warum weinst du denn, Michael?“

Keine Antwort.

„Sag's doch, Michael. Bist du traurig, weil wir alle Hunde mitnehmen und dich allein lassen? Schau, Flora kann ich dir nicht lassen, sie ist schon lange, schon fast drei Jahre, bei uns. Aber vielleicht erlauben Mama und Papa, dass du Pinta bekommst. Ich will sie gleich fragen.“

Und als Dimitri und seine Eltern, Flora, Poncho und Puschka sich verabschiedeten und alle zusammen nach Hause zogen,

blieb ein vom Raufen und Weinen sehr schmutziger Michael zurück, der Pinta in den Armen hielt und über sein ganzes verschmiertes Gesicht lachte.

„Auf bald, Michael. Ich komme heute abend und erkläre dir genau, wie du Pinta pflegen, erziehen und füttern musst. Und dann gehen wir alle Tage zusammen spazieren:

Du, Michael, – ich – Dimitri – Flora – Poncho und Pinta. Leider nicht Puschka, die soll nämlich zu Tante Erna, die möchte Puschka gerne haben.

Tschüss!“

Drei gute Freunde

Wisst ihr wo Lappland liegt ? Hoch oben, im Norden Europas, fast am Ende der Welt. Grosse, weite Flächen ziehen sich bis zum Horizont. Der Frühling kommt spät und bringt den hunderttausend kleinen Birken hunderttausende von hellgrünen Blättern. Es ist ein sehr schönes Land, Lappland.

Dort lebte ein Lappenmädchen namens Kika. Sie hatte einen guten Freund, der hiess Matti. Kika trug immer eine weisse Bluse zu einem roten, weiten Wollröckchen, dazu eine hübsch bestickte Schürze. An den Füßen hatte sie, wie ihr Freund Matti, warme, gefütterte Mokassins aus Rentierleder, die bunt bestickt waren.

Da der Frühling sehr spät nach Lappland kommt, ist der Winter lang. Für Kika und Matti war das eine herrliche Zeit. Aus hartem Rentierleder und Birkenholz bauten sie sich einen Schlitten, rodelten damit kleine Hügel hinunter, und weil es in Lappland keine grossen Berge und Hänge gibt, spannten sich Kika und Matti abwechselnd vor ihren Schlitten.

An einem Tag, gegen Ende des Winters, als die Beiden wieder einmal zusammen spielten und schlittelten, begegneten sie einem fremden Lappenjungen. Der sass in einem grossen Schlitten, der von einem Rentier gezogen wurde. Der Junge rief Kika und Matti zu :

„Was quält ihr euch denn und zieht selbst euren Schlitten ? Ihr armen Tröpfe ! Da hab ich's doch besser ! Wer will bei mir einsteigen ? Mein Ren ist jung und stark und kann uns alle drei ziehen. Mein Schlitten fliegt rasch, wie der Wind, über den Schnee, hei, das ist eine Lust ! Kommt mit mir !“

Matti war sofort einverstanden und stieg begeistert in den grossen, fremden Schlitten. Kika aber war ängstlich und bat den

Freund so sehr, doch bei ihr zu bleiben. Der fremde Junge lachte nur hellauf, schnalzte mit der Zunge, und der grosse Schlitten, von dem starken Rentier gezogen, flog so rasch wie der Wind über den Schnee dahin, fort, fort, weit fort.

„Matti, Matti komm zurück!“ rief Kika. Sie lief dem Schlitten ein Stück Wegs nach. Aber der Schlitten war schon weit, weit über die Ebene geglitten, so weit, dass er nur noch als kleiner Punkt am Horizont zu sehen war.

„Matti, Matti,“ schluchzte Kika, „Matti, Matti komm zurück, ich bin ganz, ganz alleine!“

Aber niemand kam zu Kika zurück, das arme Mädchen blieb mutterseelenalleine im grossen Schneefeld, in der grossen Ebene, im grossen Lappland.

Kikas Augen weinten, was sie konnten. Sie konnte vor lauter Tränen gar nichts mehr sehen. Kika war so schrecklich, schrecklich alleine. Sie war so schrecklich, schrecklich traurig. Und so sagte sie leise zu ihren Füsschen in ihrer Lappensprache:

„Meine kleinen Füsschen,
tippe-tippe-tap,
traget mich geschwinde
berg-auf, berg-ab.
Meine kleinen Füsschen,
tippe-tippe-tap,
bitte helft mir finden
den so lieb ich hab.“

Und Kikas kleine Füsschen, in den bestickten Mokassins aus Rentierleder, begannen – tippe-tippe-tap – zu laufen, zu laufen. Da aber Füsse keine Augen haben und daher nichts sehen kön-

nen, trugen Kikas Füsschen das Kind weit, weit fort in einen grossen Laubwald. Dort endlich standen sie still, waren müde und taten weh. Und Kika war auch müde und ausgeweint. Sie liess sich auf den guten, weichen Waldboden fallen und schlief ein.

Wisst ihr wo Kenia liegt ? Im grossen Afrika, fast in der Mitte der Welt. Rot und gelb sind die Farben Kenias: rot ist die Erde und gelb das Gras, das die Rinder ernährt. Die Rinderherden gehören den Massais, einem Volk schöner, grosser Menschen, das in Ostafrika lebt. Die Massaikinder wachsen frei und fröhlich auf. Unter ihnen war ein kleiner Bub, Banto war sein Name. Er war ein strammer Bursche mit grossen, schwarzen Augen in einem braunen Gesicht. Er trug nur einen Lendenschurz und eine dünne Kette aus Glasperlen um den Hals. In Kenia ist es warm, daher lief Banto, wie alle Massaikinder, barfuss. Banto war ein drolliger, lustiger Bub und der Liebling aller Kinder. Obwohl er erst vier Jahre alt war, durfte er bei allen Spielen mitmachen.

An einem heissen Tag rannte und tobte die Kinderschar übers Land, durch das gelbe Gras Afrikas. Nach einem langen Lauf setzten sich die Kinder auf die rote Erde, um auszuruhen. Banto, der Kleine, legte sich flach auf den Bauch und schlief ein. Er war so müde von dem langen Laufen.

Die Kinder hörten in der Ferne einen Löwen brüllen. Sie kannten den Löwen und wussten, dass er gefressen hatte, und dass sie nichts von ihm zu fürchten hatten.

Sie sahen eine Schar Geier am Himmel kreisen. Sie kannten die Geier und wussten, dass sie nichts von ihnen zu fürchten hatten.

Sie sahen ein grosses Krokodil im Fluss. Sie kannten das grosse Krokodil und wussten, dass sie nichts von ihm zu fürchten hatten, wenn sie ihm nicht zu nahe kamen.

Doch plötzlich sprangen die Kinder auf. Sie hörten einen dumpfen, stampfenden Lärm, der sich ihnen rasch näherte.

„Die Elefanten, die Elefanten!“ schrieten die Massaikinder und rannten, was sie konnten, davon. Kaum waren die Kinder im hohen Gras verschwunden, trabte eine Elefantenherde über den verlassenem Lagerplatz. Die grossen, runden Elefantenfüsse trampelten alles nieder. Zum Glück hatten die Kinder Reissaus genommen. So schnell die Elefanten gekommen waren, so schnell waren sie wieder verschwunden. Der dumpfe, stampfende Lärm der grossen Elefantenfüsse entfernte sich.

Wie durch ein Wunder war Banto nichts geschehen. Die Freunde hatten bei ihrer überstürzten Flucht den Kleinen völlig vergessen. Banto wurde durch den Lärm der Elefantenherde aufgeweckt. Er setzte sich, sah noch die letzten grau-braunen Elefantenhinterteile zum Fluss hin verschwinden, und dann war er alleine, ganz alleine, zum ersten Mal in seinem jungen Leben war Banto ganz alleine.

„Freunde, Freunde, Brüder! wo seid ihr? kommt mich holen,“ rief er, „ich bin ganz alleine!“

Doch niemand kam Banto holen, er blieb mutterseelenalleine in der grossen Steppe, im grossen Afrika.

Bantos Augen weinten was sie konnten. Er konnte vor lauter Tränen gar nichts mehr sehen. Banto war so schrecklich, schrecklich alleine, er war so schrecklich, schrecklich traurig. Und so sagte er leise zu seinen nackten, braunen Füsschen in seiner Massaisprache:

„Meine kleinen Füsschen,
tippe-tippe-tap
traget mich geschwinde
berg-auf, berg-ab.“

Meine kleinen Füsschen,
tippe-tippe-tap,
bitte helft mir finden
die so lieb ich hab. “

Und Bantos kleine, braune, nackte Füsschen begannen – tippe-tippe-tap – zu laufen, zu laufen. Da aber Füsse keine Augen haben und daher nichts sehen können, trugen Bantos Füsschen das Kind weit, weit fort in einen grossen Laubwald. Dort endlich standen sie still, waren müde und taten weh. Und Banto war auch müde und ausgeweint. Er liess sich auf den guten, weichen Waldboden fallen und schlief ein.

Wisst ihr wo China liegt? In Asien, weit im Osten, da, wo wir die Sonne am Morgen aufgehen sehen. China ist ein riesengrosses Land, in dem viele hundert Millionen Chinesen leben. Unter diesen vielen hundert Millionen Chinesen war ein kleines Mädchen, das hiess Li Yu und sah aus wie ein rechtes Chinesenmädchen: seine Haut war goldbraun, seine Haare waren dicht und glatt und blauschwarz. Li Yu trug einen blauen Kittel, blaue Hosen, einen spitzen Hut aus Reisstroh und an den Füssen einfache Sandalen.

Li Yu war kein ganz kleines Mädchen mehr, sie war schon sieben Jahre alt und sollte mit ihren Freunden zum ersten Mal im Reisfeld mitarbeiten. Das Reisfeld war so gross, dass Li Yu meinte, ganz China könne nicht viel grösser sein, als dieses riesengrosse Reisfeld. Li Yu machte sich Sorgen, ob sie und ihre Freunde wirklich all die Arbeit auf dem Feld bewerkstelligen könnten. Sie, für ihren Teil, gab sich alle Mühe und harkte und hackte fröhlich darauflos. Die Arbeit machte ihr grossen Spass, und sie malte sich aus, wie die sattgrünen Reispflanzen und die

Reiskörner wachsen und reifen würden, wie sie, Li Yu, und ihre Freunde den reifen Reis ernten würden, und wieviele Chinesenkinder sich das ganze Jahr über an dem guten Reis des grossen Feldes satt essen könnten. Li Yu war so in ihre Arbeit und in ihr Nachdenken vertieft, dass sie das Trillerpfeifensignal überhörte, das zum Arbeitsschluss rief. Li Yus Kameraden schulterten ihre Harken und Hacken und liefen nachhause zum Abendreis, während Li Yu lustig weiterarbeitete. Als sie nun endlich, müde geworden von der Arbeit, aufblickte, fand sie sich ganz alleine, mitten im grossen Reisfeld. Wo nur waren die anderen Kinder? Waren sie schon zu Hause? Warum hatten sie sie nicht mitgenommen? Li Yu kannte das Reisfeld noch nicht gut, sie wusste nicht in welcher Richtung das Dorf ihrer Eltern lag. Und so rief sie so laut sie konnte:

„Hela, he, Freunde! kommt mich holen, ich habe den ganzen Tag gearbeitet, ich bin müde. Hela, he!“

Doch niemand kam. Li Yu fühlte plötzlich, dass sie todmüde war, sie war hungrig, sie wollte nach Hause zu Eltern und Freunden. Doch niemand kam die arme Li Yu holen. Sie blieb mutterseelenallein und recht verzweifelt im grossen Reisfeld, mitten im grossen China.

Li Yus Augen begannen zu weinen, sie weinten und weinten was sie konnten. Li Yu konnte vor lauter Tränen nichts mehr sehen. Sie war so schrecklich, schrecklich alleine, sie war so schrecklich, schrecklich traurig und müde. Und so sagte sie leise zu ihren Füsschen, die in einfachen Sandalen steckten, in ihrer Chinesensprache:

„Meine kleinen Füsschen,
tippe-tippe-tap,
traget mich geschwinde

berg-auf, berg-ab.
Meine kleinen Füßchen,
tippe-tippe-tap,
bitte helft mir finden
die so lieb ich hab.“

Und Li Yus kleine Füßchen, in den einfachen Sandalen, begannen – tippe-tippe-tap – zu laufen, zu laufen. Da aber Füße keine Augen haben und daher nichts sehen können, trugen Li Yus Füßchen das Kind weit, weit fort in einen grossen Laubwald. Dort endlich standen sie still, waren müde und taten weh. Und Li Yu war auch müde und ausgeweint. Sie liess sich auf den guten, weichen Waldboden fallen und schlief ein.

Und so kam es, dass die honiggelbe Sonne eines Morgens in einen grossen Laubwald schaute und dort, auf einer Lichtung, drei Kinder schlafend auf dem Waldboden liegen sah. Die Kinder waren so verschieden eines vom andern, wie das bei Kindern nur möglich sein kann. Eines hatte eine weisse Haut und blondes, gelocktes Haar, eines hatte eine braune Haut und schwarzes Krusselhaar und eines hatte eine goldgelbe Haut und blauschwarzes, glattes Haar. Und doch sahen sie sich ähnlich: sie hatten alle Drei verweinte Gesichter und sahen so traurig und verlassen aus.

Die honiggelbe Sonne schickte ihre hellsten und wärmsten Strahlen aus, um die Schläfer zu wecken. Kika war die Erste, die erwachte, sie rieb sich verschlafene Augen, sah erstaunt um sich. Da fiel ihr der grosse Schmerz wieder ein, und sie begann aus tiefstem Herzen zu schluchzen und in ihrer Lappensprache nach Matti zu rufen. Da wurden nun auch Banto und

Li Yu wach. Die besannen sich ihres Kummers und riefen in ihrer Massaisprache und ihrem Chinesisch nach ihren Freunden. Die honiggelbe Sonne war ganz verzweifelt ob all dem Kummer.

Aber ewig und immer kann kein Kind weinen. So versiegt nach und nach die Tränen, und die drei Kinder sassen still und traurig, mit hängenden Köpfen auf dem guten, weichen Waldboden.

Mitten auf der Lichtung stand aber ein grosser Baum. Das war der Lieblingsbaum aller Vögel. Und da die Sonne an diesem Tag so besonders warm schien, stimmten die Vögel ein herrliches Konzert an:

„Zwitschi, zwitschi,
tirili, tirili
kui-kui, kui-kui,
zwitscheri, zwitscheri!“

Die Kinder blickten zum Vogelbaum auf: da sassen zusammen Amseln und Finken, Stare und Spechte, Meisen und Drosseln, sogar eine Nachtigall war unter ihnen.

„Wie schön doch die Vögel an diesem Tag singen“, sagte Kika in ihrer Lappensprache. Und plötzlich sprang das Mädchen auf, schaute die zwei anderen verweinten Kinder an und sagte:

„Wie gut, dass meine Augen durch die vielen Tränen blankgewaschen sind. Nun können sie sehen, dass ich ja gar nicht alleine bin, meine braven Füsschen haben mich zu zwei Freunden getragen. Sagt mir, ihr Zwei, wollen wir nicht gute Freunde werden, wie die Vögel auf dem Baum?“

Und obwohl Kika das alles in ihrer Lappensprache gesagt hatte, verstanden Banto und Li Yu alles sehr gut.

„Natürlich wollen wir Freunde sein, und wir wollen drei gute Freunde bleiben, unser ganzes Leben lang!“

Die Kinder gaben sich die Hand, lachten und tanzten und waren glücklich, einander gefunden zu haben.

Die honiggelbe Sonne schmunzelte, als sie das sah. Sie vergass ihre Strasse, die sie jeden Tag von Osten nach Westen führt, weiterzuziehen. Sie blieb ganz einfach mitten am Himmel stehen und schaute in den Laubwald. Ja, sie freute sich schon im Voraus darauf am Abend dem alten Mond eine schöne Geschichte erzählen zu können.

Weil aber die Sonne an diesem Tag so gar lange am selben Fleck stehen blieb, und die Wissenschaftler sich das nicht erklären konnten, schrieben sie an diesem Tag in ihren Kalender:

„HEUTE IST EIN WUNDER GESCHEHEN.“

Die kleine Gemse

Heute erzähle ich eine schlimme Geschichte, eine wahre Geschichte:

Es war einmal ein kleines Gemslein. Es hatte keinen Namen, denn wer sollte einem Gemslein, das frei in den Bergen lebt, einen Namen geben? Es lebte mit seiner Mutter und einer grossen Gemsenherde hoch oben im Gebirge in der Schweiz. Dort gab es gute Kräutlein und Blättlein zu fressen. Die kleine Gemse spielte mit den andern Gems-Kitzen und war immer guter Dinge.

Da kam der Herbst und der erste Schnee fiel in den Bergen. Der Wind blies eisig scharf und das Futter wurde knapper. Unser Gemslein sah hinab ins Tal, sah dort die grünen Wiesen und sagte laut:

„Warum springen wir nicht da hinunter? dort gibt es doch schöne, grüne Kräuter, und wir können uns sattfressen. Wenn ihr nicht mitkommt, geh ich alleine ins Tal!“

Aber die Mutter rief:

„Nein, nein, das darfst du nicht tun! Du musst immer bei der Herde bleiben! Bleib hier! Bitte bleib bei uns!“

Das Gemslein hörte nicht, nicht auf seine Mama und nicht auf all die andern Gemsen, die da riefen:

„Bleib bei uns, bleib bei uns, sonst sehen wir dich nie wieder. Dort unten ist es gefährlich für eine kleine Gemse!“

Die Gemsenmutter stand auf einem Felsvorsprung, sah ihrem Kitzlein nach und wusste, dass es verloren war. So ein dummes Kind, läuft ganz allein so weit von der Herde weg, so ein dummes Kind!



Die Mutter sah ihr Kleines lustig über Felsen, Steine, Wiesen springen, immer tiefer ins Tal, immer tiefer und weiter fort von der Herde.

Das Kitzlein war vergnügt, fand duftendes Gras in Hülle und Fülle. Es gab keinen Schnee, keinen scharfen Wind hier unten im Tal. Die kleine Gems frass sich satt und sprang munter immer weiter, immer weiter.

Aber da – plötzlich – hörte sie Schnauben und wildes Bellen, sie roch Unheil und lief und lief und lief um ihr Leben.

Wir gingen an diesem sonnigen Herbsttag mit unseren Hunden spazieren, bewunderten die schöne Gegend, freuten uns der Ruhe und waren glücklich. Unsere Hunde tollten vergnügt um uns.

Aber auf einmal stürmten alle drei Hunde los, den Bergen zu. Wir verstanden zuerst gar nicht, was geschehen war. Doch dann sahen wir ein kleines, braunes Tier am Fuss des Berges, das mit einer durchdringenden Stimme seine Mutter um Hilfe rief, das um sein Leben rannte. Unsere Hunde jagten hinterher. Die bellten und liefen, zwar nicht schneller, als das Gemslein, aber sie bellten und bellten mit ihren tiefen Stimmen aus Leibeskräften.

Zuerst standen wir wie angewurzelt da und schauten dieser Hetzjagd entsetzt zu. Dann riefen wir, schrieten wir nach unseren Hunden, die aber, obwohl sie sonst sehr folgsam sind, nicht daran dachten, zu gehorchen.

Das Gemslein hatte einen Bogen gemacht und kam nun direkt auf uns zu. Es war schon ganz nahe, als es plötzlich torkelte, wankte und umfiel. Die Hunde waren sofort bei ihm, schnupperten, schubsten das Tierchen mit ihren Schnauzen und waren traurig, dass das lustige Spiel vorüber war. Sie liessen sich –

plumps – ins Gras fallen und hechelten mit offenem Maul, aus dem eine dicke, rot-blaue Zunge hing.

Mein Mann bückte sich, sah das zitternde Tierlein, seine gross-aufgerissenen Augen. Er nahm das Kitzlein auf den Arm, es war gar nicht schwer und sagte zu mir:

„Ich glaube, ich habe vorhin vor einer kleinen Gastwirtschaft das Auto des Wildhüters gesehen. Lass uns schnell dorthin gehen.“

„Wildhüter“ dachte ich. Ich fühlte mich so schuldig, meine Knie zitterten.

„Wildhüter“, was wird der für ein „Donnerwetter“ machen, wenn er erfährt, was geschehen war. Er wird vielleicht sogar unsere Hunde abknallen, auf die wir nicht genügend aufgepasst hatten. Irgendeine grosse Strafe würden wir bestimmt bekommen.

Das Auto stand wirklich noch vor der Wirtschaft, der Wildhüter sass schon hinter dem Steuer. Als er uns alle: meinen Mann mit dem Gemslein im Arm, mich und die drei Hunde, ankommen sah, stieg er aus seinem Auto und sagte:

„Was haben Sie denn da? Na, so ein dummes Viehlein, war sicher zu spät im Jahr geboren, noch so klein und alleine, fort von der Herde. So was kann ja nicht gut ausgehen. Schauen Sie: das Kitz hat einen Schock, das kommt nicht mehr auf die Beine. Das werden wir dann schnell machen. Gehen Sie solange in die Wirtschaft und trinken Sie was.“

Alle fünf liessen wir den Kopf hängen, als wir den kleinen, dunklen Wirtschaftssaal betraten. Wir standen noch, schuld-bewusst, an der Türe und schauten uns nach einem freien Tisch um. Wir hatten noch kein Wort gesprochen, als wir einen Knall, einen Schuss hörten. Natürlich wussten wir, was geschehen war. Ich hoffte immer noch auf ein Wunder, als die Tür

aufging. Der Wildhüter kam herein. Er trug in der linken Hand das tote Gemslein an seinen vier Füßen, mit der rechten tippte er leicht an seinen Jägerhut und sagte:

„Das wär's dann. Einen schönen Abend wünsch' ich Euch allen noch!“

Und fort war er. Wir hörten den Motor seines Autos anspringen und das Auto abfahren.

„War das alles? Kein „Donnerwetter“? Keine Polizei? Keine Drohung?“ Fragte ich mich.

Wir tranken einen Schnaps und machten uns dann auf den Heimweg. Die Hunde gingen schön brav an der Leine. Wir sprachen nicht miteinander. Mir klangen noch die Ohren von den Hilferufen des Gemsleins. Ich stellte mir die Gemsmama vor, die alles beobachtet hatte und nicht helfen konnte, sah im Geist die grossen, runden, braunen Augen des Gemsleins, in denen das Entsetzen stand, aber auch das Nichtverstehen. Ich hörte das Gebell unserer Hunde und dann – „schönen guten Abend wünsch' ich Euch allen noch!“ Könnten wir uns nachdem, was heute geschehen war, einen schönen Abend machen? Ich dachte an die Gemsmama, die jetzt sicher ihr Junges vermisste.

Aber dann wusste ich plötzlich ganz sicher:

Der Wildhüter hatte recht, die Gems vermisste ihr Kleines nur kurze Zeit, ihr Leben ging seinen gewohnten Gang weiter: Futter, Schutz vor der Kälte suchen, bei der Herde bleiben und im Frühjahr ein kleines Kitzlein bekommen, umsorgen, pflegen und hüten.

Und ich wünschte der Gemse aus Herzensgrund ein kräftiges, lustiges, gesundes und folgsames Junges, das bei ihr und der Herde bleiben und ihr keinen Kummer bereiten würde.

GOLIATH

In einem Dorf lebte einmal ein kleines Mädchen, es hiess Monika. Monika war ein hübsches Kind, und ihre Eltern waren so stolz auf ihre Tochter, dass sie sie tüchtig verwöhnten. Monika hatte ein ganzes Zimmer voll Spielsachen, Malzeug, Kleider, Kettchen, Bücher. Aber trotz allem war Monika ein unzufriedenes Kind: sie wollte immer noch mehr und noch mehr, ja, sie wurde zornig, wenn ein anderes Mädchen im Dorf ein neues Kleid hatte, sie wurde neidisch, wenn ein Junge einen Fussball zum Geburtstag bekam. Und da Monika so oft neidisch und zornig war, hatte sie auch keine Freunde. Nur ein kleiner Junge, Matthias, hatte sie sehr lieb, er versuchte immer wieder Freundschaft mit der hübschen Monika zu schliessen. Doch wenn Matthias fragte: „Monika, willst du mit mir spielen? Ich habe schöne Glasmurmeln, ich gebe dir die Hälfte davon,“ dann sagte die verwöhnte Monika nur: „ich habe viel schönere Glasmurmeln, als du. Geh’ weg, ich brauch’ dich und deine Murmeln nicht. Ich mag euch alle zusammen nicht!“ Und den andern Kindern rief sie zu: „geht fort von hier, trollt euch! Ich mag euch nicht, ich brauch’ euch nicht!“

Einmal, an einem schönen Sommertag, war ein Fest im Dorf. Karusselle waren aufgebaut worden, eine kleine Kapelle spielte zum Tanz auf. Die Kinder, die Eltern und die Grosseltern waren vergnügt und lustig und ein jeder versuchte so gut er konnte zu tanzen. Nur Monika stand verdrossen abseits.

„Monika, willst du mit mir tanzen?“ fragte Matthias. „Oh, nein, lass’ mich in Ruhe, ich mag euch alle nicht!“ Matthias

war die Freude an dem Fest verdorben, warum nur war Monika so garstig? Und doch war sie das hübscheste Mädchen vom ganzen Dorf, und Matthias hatte sie trotz allem sehr lieb. Der arme Junge war traurig. Wie konnte er nur Monikas Freundschaft gewinnen? Plötzlich hatte er einen Einfall. Der Junge lief rasch nach Hause. Er brauchte dort nicht lange zu suchen: „miau, miau!“ Ein kleines Kätzchen lief ihm entgegen und schmiegte sich an seinen Herrn. Dieses Kätzchen war ein Geschenk von Matthias Grossmutter. Matthias hatte es Goliath getauft. Es war noch sehr jung und schneeweiss. Der Junge nahm den kleinen Goliath in seine Arme und lief rasch über den Dorfplatz zu Monika. „Schau, ich bring dir mein kleines Kätzchen. Es heisst Goliath. Möchtest du es streicheln?“

Zuerst warf Monika nur einen geringschätzigen Blick auf das Tierlein und sagte: „Goliath ist kein Name. Wetten, du weisst nicht mal wer Goliath war. Das war ein Riese in der Bibel, du Dummkopf!“ Aber als sie das weiche, weisse, samtene Fell sah und das leise „miau, miau!“ hörte, hatte das Mädchen plötzlich Lust so ein Kätzchen selber zu besitzen.

„Was, streicheln soll ich deine Katze, gib sie mir, gib sie mir, sie soll mir gehören!“ und Monika riss das kleine Tier aus Matthias Armen und mit einem hässlichen „geh heim, geh du nur heim, ich brauch’ dich nicht!“ liess sie den weinenden Jungen stehen.

Monika lief rasch zum Haus ihrer Eltern, die Treppe hinauf, in ihr Zimmer und schloss dort das Kätzchen in ihren Kleiderschrank ein.

Natürlich wusste Monika genau, dass sie schlecht gehandelt hatte. Sie wusch sich die Hände, kämmte ihr Haar und rief ihrer Mutter zu: „Mama, ich bin so müde vom Fest, ich möchte

nur gern ein Glas Milch trinken und dann zu Bett gehen.“
Monika brachte die Milch dem kleinen Goliath, der aber aus Angst vor der ungewohnten Umgebung und dem schrecklichen Kleiderschrank-Gefängnis gar keinen Durst hatte.
Monika zog ihre Kleider aus, legte sie auf einen Stuhl, schlüpfte in ihr hübsches rosa Nachthemd, nahm ihr lebendiges Spielzeug in die Arme und legte sich in ihr Bett. Sie war müde, auch das Tierlein beruhigte sich, und beide schliefen bald ein.

Vor Monikas Fenster stand ein grosser Baum, und in diesem Baum wohnte ein Käuzchen. Das Käuzchen hatte alles beobachtet, was Monika Böses an diesem Tag getan hatte. Und so rief es am späten Abend dem Mond zu:

„Mond, Mond, mein Freund,
hast du wohl gesehen,
was hier geschehen?“

Der gute Mond brummte nur: „das Mädchen verdient eine Strafe“ und weiter sagte er:

„Meine tausend Fingerlein,
meine tausend Sklaven,
soll'n das Mädchen strafen!“

Und aus allen Himmelsrichtungen leuchteten, glitzerten, drängten sich die Mondstrahlen durch Monikas offenes Fenster in das Kinderzimmer. Was sie dort taten, sah nur das Käuzchen.

Früh am anderen Morgen, als das Käuzchen fest schlief, sassen auf dem Baum vor Monikas Fenster viele, viele Vöglein, die

sangen und jubelten die Sonne an und weckten mit ihrem „zwitschi-zwitschi“ das Mädchen. Monika schlug die Augen auf, reckte sich und streckte sich. Da fiel ihr das Kätzchen vom Vorabend ein.

„Wo bist du, mein Liebling?“ Aber dem Mädchen stockte fast der Atem, als sie sich umdrehte und in ihrem Bett an Stelle des kleinen weissen Kätzchens einen schwarzen Riesenkater sah. Der Kater war grösser als Monika, kohlschwarz, hatte spitze, scharfe Zähne und einen mächtigen Schnauzbart. Mit einer bösen Stimme befahl er Monika: „Komm mit mir, sofort, ich führe dich in mein Land. Wenn du nicht gehorchst, beiss ich dich!“

Monika wollte nicht, sie sträubte sich und hatte Angst vor dem garstigen Riesenkater. Der aber wartete nicht lange, zerrte das Mädchen aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, aus dem Haus, über die Dorfstrasse, über Felder und Wiesen in den Wald.

Monika weinte und schluchzte. Sie hatte grosse Angst, aber auch weh an den nackten Füssen. Sie trug nur ihr dünnes rosa Nachthemd und war barfuss. Ihr Nachthemdchen wurde schmutzig und zerriss an Sträuchern und Dornen, durch die der grosse Goliath-Kater sie zog, und ihre Füsse waren von den spitzen Steinen, über die sie gehen musste, verletzt und bluteten.

Endlich, endlich standen sie vor einem schmucken Häuschen mitten im Wald. Das Häuschen war rosa, hatte blaue Fensterläden und viele bunte Blumen vor den Fenstern. Erst hier liess der Kater Monikas Hand los, klatschte in die Pfoten und fünf wunderhübsche, schneeweisse Kätzchen kamen angerannt. Jedes Kätzchen gab dem Vater einen Kuss und sagte „guten Tag, Papa.“ Das grösste Kätzchen fragte:



„Was hat du uns denn mitgebracht, Papa? Ein Menschenmädchen? Was sollen wir denn mit einem Menschenmädchen machen?“

„Nehmt das Kind, es heisst Monika, und versucht mit ihm zu spielen“ antwortete Goliath, drehte sich um und verschwand im Haus.

Die Kätzchen besahen sich Monika von allen Seiten, strichen mit den Pfötchen über das zerissene rosa Nachthemd, und ganz sachte über die nackten Arme und Beine.

„Fasst mich nicht an, ihr garstigen Katzen!“ schrie Monika und klopfte böse auf die kleinen, weissen Pfoten. Aber im Grunde hatte sie doch grosse Angst, Angst vor Goliath und seinen fünf Katzenkindern, Angst vor all dem Unbekannten. Was tun? Fortlaufen?

Aber kaum hatte Monika ein paar Schritte gemacht, holten sie die Kätzchen schon ein, hängten sich an Monikas Nachthemd und schüttelten sich vor Lachen.

Monika hatte nicht gewusst und noch nie gesehen, dass Katzen lachen können, auch nicht dass Katzen sprechen können. Aber jetzt riefen die Kätzchen ganz deutlich:

„Monika, komm mit uns, es gibt Abendessen, gute Milch! Komm mit uns!“ Monika hatte grossen Durst und auch Hunger. Milch? Oh ja, das hätte sie jetzt gerne, sehr gerne getrunken. Und so folgte sie auf ihren schmerzenden Füssen den Kätzchen in das rosa Haus, in ein grosses, blitzsauberes Zimmer. Mitten im Zimmer stand eine breite Schale mit guter Milch auf dem Boden. Die kleinen Katzen stellten sich um die Schale. Höflich liessen sie einen Platz für Monika frei, und dann fingen sie an die süsse, gute Milch mit ihren Zünglein zu lecken: „niam – niam – niam.“

„Monika, leck mit uns, die Milch schmeckt so gut!“

Aber Monika dachte nicht daran mit den Kätzchen aus einer Schüssel zu trinken.

„Nein, nein, ich will eine Tasse!“

Doch während Monika noch nach einer Tasse rief, war die Schale leergeleckt und kein Tropfen für Monika übriggeblieben.

Kaum war die Schale leer, als die Kätzchen das Mädchen durch eine niedrige Tür in ein anderes Zimmer schoben.

Dieses Zimmer war ganz klein und mit einem weissen Teppich ausgelegt. Die Kätzchen kuschelten sich zusammengerollt auf den Teppich, wollten Monika zu sich auf den Boden ziehen.

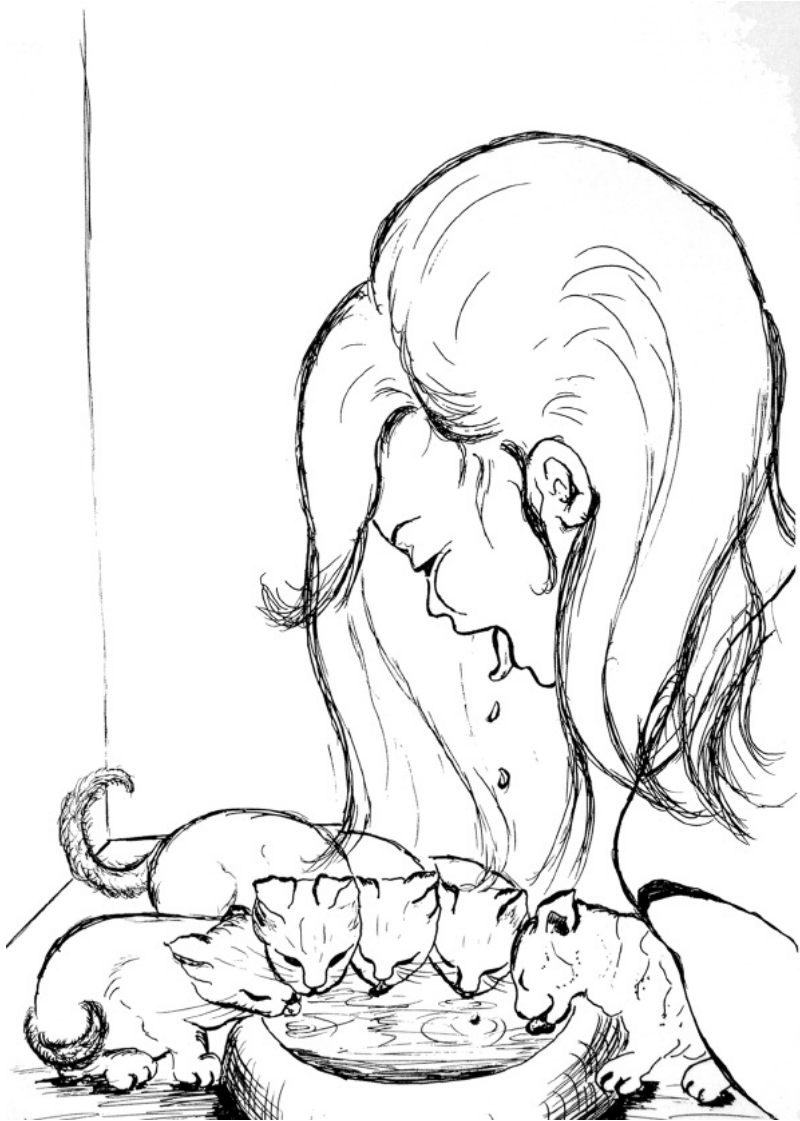
Aber die schrie:

„Ich schlafe nicht mit euch auf dem Boden, nein, nein, ich will ein Bett! Ich will ein Bett!“

Während Monika noch schrie, breiteten sich die Kätzchen fein ordentlich auf dem Teppich aus, machten sich's bequem und füllten das ganze Zimmer aus. Es blieb nur noch ein kleiner Platz auf dem weissen Teppich für Monikas nackte, wunde Füße. Und so musste das Mädchen die ganze Nacht stehen, sie konnte sich nicht einmal hinsetzen. Monika war so unglücklich, so müde, so hungrig und ihre Füße taten ihr so weh!

Die Nacht in dem Katzenhaus dauerte aber Gott sei Dank nicht lange. Der erste Sonnenstrahl weckte die Katzenkinder. Sie reckten und streckten und leckten sich und trollten lustig in das grosse, blitzsaubere Zimmer nebenan, in dessen Mitte die breite Schale wieder mit Milch gefüllt war. Im Nu standen die Kätzchen um die Schale und leckten die süsse Milch. Diesmal luden sie Monika nicht ein, mitzutrinken. Doch diese war so durstig. Höflich fragte sie:

„Liebe, weisse Kätzchen, darf ich mit euch von eurer Milch trinken?“



Als Antwort gaben die Katzenkinder Monika einen grossen Platz an der Schale frei, und diese machte es den Katzen nach und leckte, leckte, leckte sich satt. Aber Monika war nicht gewohnt aus einer Schüssel auf dem Boden zu trinken und daher war ihr ganzes Gesicht weiss von Milch: die Lippen, das Kinn, die Nase, ja sogar die Stirn. Eben wollte sie rufen, sie brauche eine Serviette, als sie sah, wie die Kätzchen, die auch ein milchverschmiertes Gesicht hatten, sich zierlich und appetitlich sauberleckten und sauberwischten. Monika versuchte es ihnen nachzumachen und siehe da: es gelang ihr recht gut und sie war stolz darauf.

Nun kam Vater Goliath und rief:

„Guten Morgen, ihr alle meine Lieben! Kommt mit mir, ich habe für jeden von euch eine hübsche, fette Maus, ein Festessen!“

Eine Maus essen, ach, arme Monika! Mit hängendem Kopf schlich sie zu Goliath.

„Bitte, lieber Katerpapa, bitte erlaub' mir die Maus nicht essen zu müssen. Bitte!“

Was Goliath geantwortet hat, weiss niemand, denn plötzlich lag Monika wieder mit dem sauberen, rosa Nachthemdchen und gesunden Füüssen in ihrem Bett und schlief.

Das Käuzchen im Baum vor Monikas Fenster hatte alles beobachtet und rief dem Mond, der eben vom Himmel verschwinden wollte, zu:

„Mond, Mond, mein Freund,
hast du wohl gesehen,
was hier geschehen?“

Der gute Mond brummte nur: „das Mädchen verdient eine Belohnung, es ist eine Freude zu hören und zu sehen, wie lieb dieses Kind geworden ist.“ Und weiter:

„Meine tausend Fingerlein,
meine tausend Leute,
macht dem Kind 'ne Freude!“

Und von allen Himmelsrichtungen leuchteten, glitzerten drängten sich die Mondstrahlen durch Monikas offenes Fenster in das Kinderzimmer. Was sie dort taten, sah nur das Käuzchen.

Früh, am anderen Morgen, als das Käuzchen fest schlief, sassen auf dem Baum vor Monikas Fenster viele, viele Vöglein, die sangen und jubelten die Sonne an und weckten mit ihrem „zwitchi – zwitchi“ das Mädchen. Zögernd öffnete Monika die Augen, blinzelte und sah ein kleines, weisses Kätzchen auf ihrer Brust liegen. Sie war ganz verwirrt. Eben war sie doch noch im Katzenhaus im Wald gewesen, hatte Milch geleckt, hatte den grossen Goliath gebeten keine Maus essen zu müssen. Sie sah ihr sauberes Nachthemd, ihre gesunden Füsse. War alles nur ein schlimmer Traum gewesen? Ja, sicher. Aber es fiel ihr auch ein, wie böse sie gestern mit Matthias gewesen war, und dass der kleine Goliath ja sein Kätzchen war.

Monika hatte keine Zeit sich anzuziehen, sie nahm das Kätzchen fest in die Arme. Barfuss lief sie die Treppen hinunter, schlüpfte durch die Haustür, und rannte zu Matthias. Der stand traurig, mit rotgeweinten Augen und hängendem Kopf an der Gartentür.

„Lieber, lieber Matthias, verzeih mir bitte, ich war gestern so böse zu dir. Es tut mir leid. Und bitte, bitte noch einmal: verzeih mir. Ich will nie mehr so böse zu dir sein, nie mehr. Hier ist dein kleiner Goliath.“

Matthias war so erstaunt über das, was er hörte und so erstaunt über das, was er sah: eine beschämte und liebe Monika, die sogar Tränen in den Augen hatte. Er legte den Arm um seine Freundin, und weil er nicht wagte sie zu küssen, drückte er einen herzhaften Kuss auf das kühle, feuchte Seidenschnäuzchen von Goliath.

Christophers und Anns Grosseltern

An einem Abend sassen Herr und Frau Moser zusammen im Wohnzimmer.

„Wie gerne würde ich mit dir nach Japan fliegen, Robert! Wie lange ist es her, dass wir das letzte Mal zusammen verreist sind? Zehn Jahre? Ja, es war vor Christophers Geburt.“

„Warum kommst du nicht mit, Sabine? Ich würde mich so freuen mit dir zusammen zu reisen. Komm doch mit!“

„Aber die Kinder? Wir haben niemanden hier, dem wir die Kinder so lange anvertrauen können, zwei Wochen! Und in ein Kinderheim möchte ich sie nicht stecken. Ich selber habe so schlechte Erinnerungen an Kinderheime oder Ferienheime oder wie das heute heisst. Wenn ich nur eine nette Familie wüsste, zu der wir die Kinder geben könnten.“

„Weisst du was, Sabine? Ich rufe jetzt gleich meine Eltern an. Mama wird sich freuen, ihre Enkel endlich richtig kennen zu lernen. Sie war immer eine prima Mutter, konnte erzählen und vorlesen. Sie ist sicher auch eine prima Oma. Schade, dass sie so weit weg wohnt und die Kinder kaum kennt. Ich finde es eine gute Idee: wir schicken die Kinder zu meinen Eltern auf die Schwäbische Alb.“

„Und dein Vater? was wird der sagen? Er liebt doch seine Ruhe über alles! Wird er von zwei so wilden Enkelkindern entzückt sein?“

„Lass das meine Mutter machen, die wird ihn schon überreden. Meine Mutter ist eine patente Frau!“

So kam es, dass Christopher und Ann am ersten Tag der grossen Ferien in Stuttgart auf dem Flugplatz landeten. Sie waren alles

andere als glücklich und zuversichtlich. Die Grosseltern, vor allem die Oma, kannten sie eigentlich nur von Weihnachts- und Geburtstagspaketen. Wunderbare Pakete waren das jedesmal, ja, sicher! Aber wie sah die Oma aus? Sie kam nie auf Besuch. Sie hatte am Telefon eine liebe Stimme, aber war sie auch so lieb wie ihre Stimme? Und der Opa? Den kannten Christopher und Ann überhaupt nicht, nicht einmal seine Stimme am Telefon kannten sie.

Papa hatte den Kindern eingeschärft, dem Opa gegenüber höflich zu sein. Er sei ein alter Herr, der seine Ruhe, seinen Hund, Ordnung und Sauberkeit liebe. Ja, das hatte der Papa gesagt. Und Mama hatte beigefügt:

„Manchmal ist Opa ein bisschen streng, aber er liebt euch sehr, ihr seid ja seine einzigen Enkelkinder.“

Dieser strenge Opa stand etwas mürrisch neben seiner rundlichen Frau auf dem Stuttgarter Flugplatz. Stumm stand er dort, nur hie und da beugte er sich zu seiner schönen Hündin, streichelte sie zärtlich, lächelte ihr zu und sagte etwas Liebes. Endlich sprach er aber auch mit seiner Frau:

„Wie heissen eigentlich die Gören?“

„Aber Friedrich, unsere Enkel sind doch Christopher und Ann!“

„Ich werde sie Christoph und Anna nennen, wir leben schliesslich in Deutschland. Warum hat unser Sohn keine schönen, deutschen Namen gewählt?“

Der Opa brummte noch etwas vor sich hin, als seine Frau schon mit einem Freudenschrei zwei verschüchterte Kinder an sich drückte. Die fühlten sich an dem weichen Bauch und dem grossen Busen der Oma etwas geborgen und waren weniger verunsichert. Als sie, aus der Umarmung entlassen, aufsahen, stand der Opa vor ihnen: sehr gross, ohne ein einziges Haar auf dem

Kopf. Er hatte einen schönen, grossen Hund an der Leine.

„Dürfen wir den streicheln?“

„Nein, die arme Saba ist in diesem Lärm hier so verängstigt, bitte rührt sie nicht an! Aber gebt mir die Hand, Christoph und Anna! Und jetzt rasch hier fort, kommt!“

Beim Auto angelangt wurde zuerst Saba umständlich, mit viel guten Worten im Wagen untergebracht, dann die Koffer verstaut, die Oma an ihren Platz vorne auf den Beifahrersitz verwiesen, und zuletzt sollten die zwei Kinder ein Plätzlein neben Saba finden. Opas Auto war gross, jeder der fünf Insassen hatte genug Platz, aber für Christopher und Ann war es doch etwas ganz Neues, dass sie nicht, wie bei Papa und Mama, die Ersten waren, die so bequem wie möglich vor einer Autofahrt untergebracht wurden.

Auf Omas viele Fragen antworteten die Kinder nur mit „ja“ oder „nein“, und so verlief die Fahrt von ungefähr zwei Stunden auf die Schwäbische Alb sehr ruhig. Die Kinder hatten Zeit ihre Grosseltern zu mustern: die Oma hatte ein liebes, rundes Gesicht, sie hatte die weissen Haare im Nacken zu einem Knoten aufgesteckt. Ann sah eine weisse Haarnadel, die sich aus dem Knoten löste und herauszufallen drohte. Ann hätte diese widerspenstige Haarnadel zu gerne an ihren Platz zurückgeschoben, wagte es aber nicht. Sie wagte es auch nicht, Oma auf diese ungehorsame Haarnadel aufmerksam zu machen. So sass sie während der zwei Stunden Autofahrt hinten im Wagen und beobachtete ängstlich die unordentliche Haarnadel.

Christopher dagegen machte sich andere Gedanken: „streng“ hatte Papa den Opa genannt. Er war nicht streng, er war zugeknöpft, unheimlich und fremd, so fremd! Jeder Lehrer, jeder Aushilfslehrer, jeder Briefträger kam Christopher, mit Opa verglichen, vertraut vor.

Das Haus auf der Schwäbischen Alb war schön, sehr schön, aber bevor man nur einen Fuss in das Haus setzen durfte, musste man die Schuhe ausziehen. Die Hosen wurden untersucht, ob sie sauber genug waren, eintreten zu dürfen. Sabas Pfoten, ihr Bauch wurden gewaschen und, endlich im Haus, mussten Christopher und Ann auf Befehl auf die Toilette gehen, dabei verspürten sie überhaupt kein Bedürfnis danach. Sie wurden aufgefordert: „Wascht euch hinterher die Hände, gründlich, mit Seife, bitte!“ Das Abendessen stand fast augenblicklich auf dem Tisch. „Spaghetti mit Tomatensauce, das mögen alle Kinder!“

„Bitte,“ sagte Ann schüchtern, „darf ich nur Spaghetti essen, Tomatensauce mag ich nicht.“

„Anna, bei uns wird alles gegessen, was auf den Tisch kommt“ sagte der Opa und gab einen grossen Löffel Tomatensauce auf Anns Spaghetti.

Christopher wollte nach Sirup fragen, als er ein Glas Leitungswasser neben seinem Teller sah. Aber als er die Tränen in Anns Augen bemerkte, sagte er sich, es sei besser das Wasser zu trinken ohne aufzumucken. Wer weiss, was ihm bei einer Bitte nach Sirup blühen würde?

Endlich war die Mahlzeit vorbei, für Ann, die ihre Tomatensauce essen musste, war es eine Qual gewesen.

„Kommt,“ sagte die Oma, „ihr seid sicher müde von der langen Reise. Ich zeige euch euer Zimmer. Es war das Zimmer eures Vaters. Putzt euch schön die Zähne, ich komme dann und lese euch noch ein Buch vor. Sagt aber zuallererst ‘gute Nacht’ zu eurem Grosspapa.“

Schüchtern und leise kam ein „gute Nacht, Opa“ über die Lippen der zwei Geschwister.

„Ich bin nicht euer Opa, ich bin euer Grossvater! Gute Nacht Christoph, gute Nacht, Anna!“

Ein Händedruck, kein Kuss, oh nein, weit entfernt davon. Ein Anflug von Lächeln, nicht mehr.

Oma kam, als die Kinder brav in ihren Betten lagen.

„Kennt ihr den Struwelpeter? nein? Das war eines der Lieblingsbücher eures Vaters und Tante Ernas. Schaut: was für schöne Bilder im Buch sind. Früher haben alle Kinder dieses Buch gekannt und geliebt. Möchtet ihr, dass ich es euch vorlese?“

Die Oma las merkwürdige Worte, merkwürdige Reime, zeigte noch merkwürdigere, zum Teil schreckliche, Illustrationen. Christopher und Ann verstanden nur wenig, sehr wenig von den kurzen Geschichten, die Oma vorlas. Warum hatte der Struwelpeter so lange Stecken an den Fingern, warum waren alle Kinder und auch die Erwachsenen so komisch angezogen? Was war ein ‘Schneider mit der Scher’? Christopher und Ann hatten viele Bücher zu Hause, Christopher konnte selber schon gut lesen. Aber Omas Buch hatte keinerlei Ähnlichkeit mit all den Büchern, die Christopher und Ann kannten.

Endlich schloss die Oma das Buch.

„So, hat es euch gefallen, wie eurem Papa und Tante Erna, als sie Kinder waren? Die letzte Geschichte, die vom ‘fliegenden Robert’ lese ich nicht, die gefiel eurem Papa und Erna nie. Gute Nacht, meine lieben Kleinen, ich freue mich so sehr, dass ihr bei uns seid!“ Und Oma gab den Beiden einen nassen, schmatzenden Kuss auf die Stirn.

Das Zimmer lag still und dunkel. Nach ein paar Minuten flüsterte Ann:

„Schläfst du? Was denkst du?“

„Saba ist gut, aber wir dürfen nicht mit ihr spielen.“

„Oma ist lieb, aber komisch und altmodisch und so schwabbelig.“

„Opa macht mir Angst. Er ist doch Papas Vater, aber mit dem hat er keinerlei Ähnlichkeit. Ich glaube, der kann nicht lachen. Und was wir bei dem noch alles essen müssen!“

„Hast du bemerkt, er sagt Christoph und Anna zu uns, das sind doch gar nicht unsere Namen. Zwei Wochen hier bleiben, oh Gott!“

Ann weinte leise, weinte sich aber nach dem langen Tag rasch in den Schlaf.

Christopher dagegen zündete seine Nachttischlampe an, nahm den „Struwelpeter“, den Oma auf dem Nachttisch liegen gelassen hatte und sah die merkwürdigen Bilder an. Sie gefielen ihm gar nicht, überhaupt nicht! Unverständlich, einfach ganz blöde waren sie! Aber die letzte Geschichte wollte er doch lesen. War die Letzte die Beste? Warum hatte Oma sie nicht lesen wollen?

„Der fliegende Robert:“

„Wenn der Regen niederbraust,
wenn der Wind das Land zerzaust,
bleiben Mädchen oder Buben
hübsch zuhaus in ihren Stuben.
Robert aber dachte: nein,
das muss draussen herrlich sein,
und im Felde stapfte er
mit dem Regenschirm umher...“

„So ein Mist!“ dachte Christopher, „und jedes der dazugehörigen Bilder ist mit einem Rahmen gezeichnet, wie wenn es an der Wand hinge.“

Aber die Geschichte war am Ende doch sehr viel interessanter, als all die anderen, welche Oma vorgelesen hatte: Robert, der

Held, konnte mit seinem riesen-grossen, schwarzen Regenschirm fliegen. Der Wind trug ihn davon, in die Lüfte, in den Himmel. Zwar hiess es am Ende :

„Wo der Wind ihn hingetragen,
ja, das mag kein Mensch zu sagen.“

Das klang traurig. Alle Geschichten in diesem Buch endeten traurig. Aber es klang auch aufregend und interessant. Ob man einmal probieren sollte, mit einem Regenschirm zu fliegen ?

Am nächsten Morgen öffnete Oma die Fensterläden. Es regnete. Der Himmel goss sein Wasser wie aus Kübeln über die Erde und es stürmte und blies wie in der Geschichte vom „fliegenden Robert.“

„Guten Morgen, meine Lieben ! Gut geschlafen ? Kein schönes Wetter heute, aber morgen soll es besser werden. Steht rasch auf, wascht euch und zieht euch an. Ich habe euch frische Kleider zurechtgelegt. Kommt dann, es gibt Frühstück !“

Frühstück : schwarzes, körniges Brot an Stelle von Maisflocken, warme Milch ohne Kakao oder Schokoladenpulver.

„Zwei Wochen noch, eine lange Zeit !“ dachten die Kinder.

Im Wohnzimmer sass Opa, nein der Grossvater, im Schaukelstuhl, rauchte Pfeife und las Zeitung. Saba lag neben ihm auf dem Boden, den Kopf auf Grossvaters Fuss gebettet.

„Na ?“ brummte der, „guten Morgen, habt ihr gut geschlafen ?“ Er schien etwas zugänglicher als gestern Abend zu sein.

„Ein Sauwetter heute“ war die nächste Bemerkung. „Was habt ihr denn vor ?“

Christopher wusste nicht warum, aber er sagte sofort :

„Wir haben Regenmäntel und Gummistiefel mitgebracht.“

Wenn du einen grossen Regenschirm hast, möchten wir ein bisschen spazieren gehen, Ann und ich.“

„Freut mich, dass ihr nicht aus Zucker seid. Stimmt, so ein bisschen Regen schadet niemandem. Aber wozu einen Regenschirm? Du bist doch ein Junge?“

„Ja, aber Ann ist ein Mädchen, und sie liebt Regenschirme, vor allem sehr grosse.“

Ann wollte widersprechen, fing aber einen warnenden Blick ihres Bruders auf und sagte nichts.

„Hui! wie pfeift der Sturm und keucht, dass der Baum sich niederbeugt“

so lautet's im „fliegenden Robert“, und so war's auf der Schwäbischen Alb. Die Oma musste lange überredet werden, um die Kinder vor die Tür zu lassen. Diesmal war der Grossvater der Verbündete der Kinder, und endlich konnten sie mit einem riesen-grossen, schwarzen Regenschirm abziehen.

„Wenn sie sich nur nicht erkälten, wenn ihnen nur nichts passiert, den lieben Kleinen!“ seufzte die Oma.

„Na, gut, dass sie beschäftigt sind für einige Zeit. So haben wir unsere Ruhe,“ brummte Grossvater.

„Warum willst du bei dem Wetter spaziergehen und noch mit dem blöden, riesigen Schirm, Christopher?“

„Also, hör mal zu: gestern Abend, als du schon schiefst, habe ich etwas Interessantes gelesen. Ein Junge, Robert, ist bei so einem Wetter, wie wir es heute haben, mit einem Riesenschirm spaziergegangen, und weisst du was? Mit dem Schirm konnte er fliegen. Das ist natürlich nur eine Geschichte, das ist nicht wahr. Aber ich will versuchen, ob wir mit dem Schirm nicht

eine ganz kleine Strecke fliegen können. Vielleicht wenn wir dort auf den Hügel klettern und einen richtigen Windstoss abwarten. Versuchen wir's mal! Zuerst ich!“

Auf dem Hügel spannte Christopher den Riesenschirm auf, und als ein Windstoss kam, stiess er sich vom Boden ab und sprang in die Höhe. Der Wind ergriff wohl den Schirm und zwar so heftig, dass er ihn aus Christophers Händen schlug und ein paar Meter davontrug. Christopher war so überrascht, so vom Sturm geschüttelt, dass er, als er dem Schirm nachlaufen wollte, das Gleichgewicht verlor und der Länge nach auf den aufgeweichten Boden fiel.

„Das erste Mal kann es natürlich nicht gleich gut gehen, das ist normal. Willst du's versuchen?“

„Nein, zuerst du noch einmal, Christopher.“

Der zweite Start verlief nicht besser.

Der dritte war eine reine Katastrophe: der Schirm wurde vom Wind gejagt, immer weiter und weiter getrieben, bis er in einem Baum hängen blieb. Christopher lief dem schwarzen, gejagten Ungetüm nach, blieb an einem Strauch hängen, zerriss seinen neuen, gelben Regenmantel und musste auf den Baum klettern, um den Schirm zu befreien. Der sah traurig aus: verkrümmt, zerlöchert und schmutzig, so schmutzig wie Christopher.

Die Kinder trotteten schweigend zum Haus ihrer Grosseltern zurück.

Oma, die am Küchenfenster stand und ihre Enkelkinder ankommen sah, riss die Haustüre auf und stiess beim Anblick Anns, die sich vorsorglich ins Weinen flüchtete und vor allem Christophers einen Schreckenschrei aus:

„Mein Gott! wie seht ihr denn aus! Christopher, wo hast du dich denn gewälzt? Oh Gott, oh Gott! Friedrich, schau dir die Kinder an!“

Der Grossvater, der hinter seine Frau getreten war, blieb ganz ruhig:

„Aber Gretel, du mit deinem Sauberkeitswahn! Mir gefällt der Christoph so, gesund und normal sieht er aus. Kommt, ich gehe mit euch in die Garage und helfe euch aus den Kleidern. Aber du, Anna, hör zuerst mit dem Heulen auf!“

Grossvater war nun ihr Verteidiger. Die Kinder staunten und konnten sich dies Wunder nicht erklären.

Als Christopher und Ann nach einem langen Bad, Haare waschen und Föhnen und in frischen Kleidern im Wohnzimmer erschienen, sagte Grossvater:

„Christoph, komm mit mir in mein Arbeitszimmer!“

Grossvaters Stimme war nicht böse, eher befehlend. Er nahm seinen Enkelsohn bei der Hand, zog ihn hinter sich her in sein Arbeitszimmer und schloss die Türe.

„Ich weiss, warum du den Schirm wolltest, warum du so schmutzig warst. Der ‘fliegende Robert’. Die Geschichten aus dem ‘Struwelpeter’ sind uralt. Ich bin Ingenieur, habe mich schon immer für’s Fliegen interessiert. Aber das mit einem Regenschirm zu versuchen, ist Unsinn. Hör’ mal, Christoph, hier auf unserer Schwäbischen Alb gibt es viele Orte, an denen man fliegt mit..mit... wie heissen gleich die Dinger?“ „Die, die wie bunte Matratzen aussehen? Die heissen ‘Glider’.“

„Nicht ‘Glider’, warum müsst ihr immer englische Worte gebrauchen? ‘Gleitschirme’ heissen die. Morgen fahr’ ich mit dir auf die ‘Adlerhöhe’, dort können wir den Gleitschirmpiloten zusehen.“

„Oh, toll, Grossvater! Ich sag’s gleich Ann“

„Ich dachte wir zwei Männer fahren alleine, Anna ist doch ein Mädels mit Röcken und Tränen und so, die können wir da nicht brauchen.“

„Ann hat gar keine Röcke, sie trägt immer meine alten Hosen

auf. Bitte nimm sie auch mit, Grossvater. Du wirst sehen, sie ist in Ordnung.“

„Na, meinetwegen! Sie kann mit Saba spielen, während wir uns die Sache dort auf der ‘Adlerhöhe’ anschauen. Und noch etwas: kein Wort zu Grossmutter! Wenn die nur ‘Gleitschirmfliegen’ hört, sieht sie gebrochene Beine, Arme und Köpfe.“

Am nächsten Morgen war der Himmel sauber gefegt, ohne ein Wölkchen, tiefblau.

Mit einem unschuldigen Lächeln schlug Grossvater vor:

„Ich dachte, ich fahre mit den Kindern ein bisschen hinaus, Gretel. Bist du so lieb und machst uns Vesperbrote zurecht, wir werden kaum zu Mittag zurück sein.“

Grossvater trug merkwürdige Schnürstiefel, eine ausgebeulte Hose, hängte sich ein Fernglas um, liess Saba, Christopher und Ann ins Auto steigen, verstaute den Rucksack mit dem Picknick und los ging’s.

Wortlos war die Fahrt, aber nicht bedrückend, eher aufregend für die Kinder, die über die für sie neue Landschaft staunten. Bei ihnen, daheim im Emsland, gab es kaum hier und dort einmal einen niedrigen Hügel. Hier dagegen waren Berge, richtige, waldbewachsene Berge. Grossvater lenkte sein Auto diesen Bergen zu, fuhr dann eine schmale, kurvenreiche Strasse hinauf. Er fuhr rasch, so dass Christopher, Ann und Saba in den Kurven nach rechts, nach links übereinander purzelten. Den Kindern gefiel das. Solche Strassen kannten sie vom Fernsehen: Gangster überholten Polizeiwagen, oder Polizeiwagen überholten Gangster auf solchen gefährlichen Strassen. Meist gab es bei diesen Verfolgungen einen Unfall. Die Reifen von Grossvaters Wagen quietschten fast so laut, wie die Reifen der Gangsterautos. Ein roter Sportwagen kam ihnen entgegen, mitten auf der schmalen Strasse fuhr er. Gross-

vater hupte, rief laut und aus tiefstem Herzen „Rindvieh“ und schon waren sie an dem kleinen, roten Wagen vorbei.

„Diese jungen Kerle, nicht einmal Autofahren können die! Habt ihr das gesehen, he?“ fragte der Grossvater mit ärgerlicher Stimme.

Noch eine Haarnadelkurve, dann wurde das Auto auf einen kleinen Parkplatz nahe eines Steilhangs gefahren.

„Schaut! da sieht man die Dinger fliegen. Interessant ist das! Die fliegen gar nicht nur nach unten, die schweben ja auch aufwärts. Die nutzen den Aufwind, gut, gut ist das. Bleibt sitzen, Kinder, wir fahren gleich weiter.“

Christopher und Ann hatten kaum Zeit gehabt, einen staunenden Blick durch's Fenster zu werfen: 3 - 6 - 12, noch mehr schwebende, fliegende, federleicht wirkende, gebogene Luftmatratzen, alle in schönsten Pastellfarben schwebten, flogen, schaukelten in den Lüften.

Nun war es keine ruhige Fahrt mehr. Die Kinder schrien ihre Eindrücke durcheinander, der Grossvater wollte erklären, belehren, Saba bellte aus Leibeskräften in die Aufregung hinein.

Zum Glück kamen die vier Ausflügler sehr bald auf der 'Adlerhöhe' an. Dort war es kein Problem einen Parkplatz zu finden.

„So, Anna, du nimmst Saba. Ihr könnt spazieren gehen oder spielen. Wir, Christoph, sehen uns diese jungen Piloten an!“

Unter „den jungen Piloten“ waren auch „junge Pilotinnen“, aber die schien Grossvater nicht zu bemerken. Aber er staunte doch unverhohlen, ganz offen, wie auch Christopher: Auf einer Wiese, nahe dem Abhang, lagen viele Gleitschirme ausgebreitet in der Sonne, gelbe, hellgrüne, rosa, dunkelrote, mehrfarbige. Und dazwischen hantierten die Piloten und Pilotinnen,

legten die Schirme zurecht, ordneten die Leinen, scherzten miteinander. Manche sassen in Gruppen zusammen, gaben ihre Kommentare ab oder unterhielten sich über sonst irgendetwas. Andere kamen zu Fuss den Berg hoch, schwer beladen mit einem bunten Rucksack. In diesem Rucksack war keineswegs nur ein Vesperbrot, nein : darin war ein ganzer Gleitschirm, der ausgepackt, entfaltet, ausgebreitet wurde.

Über eine Stunde sahen Grossvater und Christopher diesem Ausbreiten der Schirme, Ausrichten der Leinen zu. Dann gingen sie die paar Schritte zum Startplatz, sahen einen Piloten anlaufen, rennen, den Schirm hinter sich, über sich herziehen, keinen Boden mehr unter den Füssen haben, in der Luft schweben, höher, immer höher.

Drei Seufzer und ein kurzes Bellen waren zu hören. Ann stand schon lange mit Saba hinter Grossvater und Christopher und verfolgte so aufgeregt wie diese den Start. Eben wollte Christopher etwas sagen, da war der nächste Pilot schon startbereit, und so ging es Stunde um Stunde. Grossvater, Christopher, Ann und Saba wichen nicht von der Stelle. Die guten Vesperbrote hatten sie vergessen, Grossvater dachte nicht einmal an seine schöne Flasche Wein, die er eingepackt hatte. Es war schon später Nachmittag, und der Startplatz leerte sich. Da endlich drehte sich der Grossvater um, stapfte ein paar Schritte, setzte sich auf den warmen Wiesenboden, öffnete den Rucksack, den er die ganze Zeit über auf dem Rücken getragen hatte. Zuerst gab er Saba in einer Plastikschale Wasser zu trinken, dann öffnete er seine Flasche Wein und setzte sie an die Lippen. Dann teilte er Schinken- und Käsebrote aus, Eier, Tomaten, Kekse, Limonade.

„Interessant, interessant!“ war sein Kommentar.

„Toll, einfach toll so etwas,“ pflichteten ihm die Kinder bei.

„Morgen müssen wir uns das noch genauer anschauen,“ sagte

der Grossvater. „Aber, meine Zeit! Es ist schon spät! Esst eure Brote im Auto, sonst kommen wir nie nach Hause. Er warf sein Käsebrot Saba zu, packte alle Abfälle in den Rucksack, Saba und die Kinder ins Auto und zurück ging's. Grossvater fuhr wie der junge Mann im roten Sportwagen: mitten auf der engen Strasse. Er murmelte hie und da: „interessant! interessant!“ Und die Kinder antworteten: „toll! toll!“

Als das Haus der Grosseltern schon zu sehen war, drehte sich Grossvater zu den Kindern um:

„Kein Wort von den Gleitschirmfliegern! Grossmutter regt sich immer sofort auf. Verstanden?“

Die Oma begrüsst sie mit „wo wart ihr denn so lange? Ich habe mir schon Sorgen um euch gemacht. Verschwitzt und schmutzig seht ihr aus. Kommt ins Haus, meine Lieben. Wascht euch, dann gibt's Abendessen.“

Zum Abendessen gab es keine Tomatensauce und statt Leitungswasser stand Apfelsaft auf dem Tisch.

Christopher und Ann waren todmüde und gingen gerne zu Bett. Die liebe Oma las wieder vor. Was sie las, konnten die Kinder nicht sagen, denn sie waren sofort eingeschlafen.

Den nächsten Tag, den übernächsten und den darauffolgenden verbrachten der Grossvater, Christopher, Ann und Saba wie den ersten. Sie standen stundenlang auf der 'Adlerhöhe' und verfolgten genau wie die Gleitschirme ausgebreitet, ausgerichtet wurden, wie die Leinen und der kleine Sitz angeordnet wurden, wie die Piloten „einstiegen,“ Brille und Helm aufsetzten, wie sie anliefen, den Boden unter den Füßen verloren, sich in die Luft schlangen. Sie sahen, wie es manchmal aber auch zu keinem Start kam, weil der Pilot zu kurz anlief, der Gleitschirm nicht stieg, der Wind abdrehte oder sonst etwas nicht in Ordnung war. Aber alle schienen immer guter Laune zu sein. Erst

gegen Abend durfte Saba ihr Wasser schlürfen, Grossvater seinen Wein trinken und die Kinder ihren Hunger stillen. Und jeden Abend beklagte sich die arme Oma darüber, dass sie den ganzen Tag alleine gewesen war, sich Sorgen um die Abwesenden gemacht hatte. Sie war auch traurig, dass ihre Enkelkinder so wenig Interesse für ihre Geschichten hatten und immer - einmal im Bett - sofort einschliefen.

Da kam ein Tag, an dem Grossvater sagte: „Heute kommen wir schon zum Mittagessen zurück, Gretel. Dann kannst du am Nachmittag mit den Kindern ins Freibad gehen.“

„Schön, ich verstehe,“ sagte Oma, „heute ist ja Freitag, und du triffst dich, wie jeden Freitag Nachmittag, mit deinen Freunden im Gasthof ‘Bären’. Ich freue mich, mit den Kindern ins Freibad zu gehen. Freut ihr euch auch, Christopher und Ann?“

Ja, Freibad war auch gut! Dass bei den Grosseltern über den Tagesplan von den Erwachsenen bestimmt wurde, hatten die Kinder schon lange begriffen. Sie wurden, wie das zu Hause immer der Fall war, nie nach ihren Wünschen gefragt. Aber bis jetzt stimmten ihre Wünsche ja so gut mit denen ihres Grossvaters überein.

Am Freitag Vormittag nun fuhr Grossvater mit den Kindern und Saba in die nächste Stadt, wortlos zunächst, ohne Erklärung. In der Stadt endlich sprach er über seinen Plan:

„Wir suchen ein Sportgeschäft und ich erkundige mich nach so einem Gleitschirm.“

Im Sportgeschäft wurde nach dem Spezialisten für ‘Glider’ gerufen. Nein, Gleitschirme hätten sie nicht auf Lager, aber Prospekte könne er dem Herrn gerne zeigen. Grossvater verbrachte eine gute halbe Stunde mit dem Gleitschirm- und Delta-Spezialisten. Dann drehte er sich nach einem rauen „danke und adieu!“ um,

trieb seine Begleiter auf die Strasse, setzte sich stumm auf einen Stuhl in der nächsten Gartenwirtschaft, bestellte sich ein Bier, Wasser für Saba und Apfelsaft für die Kinder.

„Verdammt teuer sind die Dinger, 4.000, 5.000, 6.000 Mark. Und dann muss man wochenlang Unterricht nehmen, ein Ingenieur ebenso, wie so ein Grünschnabel, der von nichts eine Ahnung hat. Nein, so geht das nicht!“

Dass man ihm, höflich zwar, erklärt hatte, er sei zu alt, die Kinder zu jung für diesen Sport, erzählte er nicht.

Christopher und Ann staunten: der Grossvater hatte vorgehabt mit ihnen zu fliegen! Aufregend, einfach toll so ein Gedanke! Grossvater war ganz gross, dem musste man vertrauen.

Auf dem Weg zum Parkplatz wo das Auto stand, kamen sie an einem Schaufenster mit Regen- und Sonnenschirmen vorbei.

„Gehen wir einmal da hinein. Anna, du bist ein Mädchel, welchen Schirm sollen wir für Grossmutter wählen? Der schwarze ist ja total kaputt.“

Ann zögerte nicht lange, sie wusste, dass man Grossvater nie warten lassen sollte. Ein hellblauer Schirm, mit kleinen, roten Herzen übersät, gefiel ihr sofort.

Grossmutter fand den Schirm auch wunderschön, ein wenig zu jugendlich für sie, aber dennoch prachtvoll.

Nach einem kurzen Mittagessen packte Oma die Badesachen ein, liess die Kinder ins Auto steigen und setzte sich hinters Steuer. Dass die runde Oma auch Autofahren konnte, wer hätte das gedacht! Und schwimmen konnte sie auch! Die Kinder waren glücklich im Wasser, auf der Riesenrutschbahn, beim Eislecken. Aber die Gleitschirmflieger konnten sie doch nicht ganz vergessen.

Samstag und Sonntag waren so viele Menschen auf der ‘Adlerhöhe’, so viele Picknicks, so viel Radiolärm, dass Grossvater

nicht einmal aus dem Auto ausstieg, sondern sofort vor der grossen Menschenansammlung floh. Erst am Montag konnten die Vier wieder ihre Freude, ihr Interesse und ihre Begeisterung auf der 'Adlerhöhe' zeigen.

Ein junger Mann trat zu Christopher:

„Na, das scheint dich zu interessieren, unser Sport, unser Hobby, was? Wie heisst du denn?“

„Christoph, und das ist Anna.“

„So, und da steht wohl euer Opa?“

„Nein, das ist unser Grossvater.“

Der junge Mann machte ein paar Schritte auf diesen zu, streckte ihm mit einem sympathischen Lächeln die Hand hin:

„Guten Tag, ich bin Freddy.“

Der Grossvater stutzte einen Augenblick, bevor er die Hand ergriff und „Friedrich“ sagte. Er war überrascht über sich selbst.

„Friedrich“, nicht „Doktor Moser“? und das tat er einem so jungen Kerl gegenüber?

„Ihr kommt doch alle Tage, das finde ich sehr gut! Wollt ihr einmal alles näher anschauen? Kommt mal mit!“

„He, Ines, unsere Freunde möchten sich die Gleitschirme aus der Nähe ansehen!“

Freddy und Ines schleppten ihre Schützlinge in eine ruhige Ecke, zeigten ihnen die 'Glider', erklärten ihnen die verschiedenen Leinen, nannten Namen, Funktionen und schlugen dann vor, Christopher und Ann auf einem der kleinen Sitze einzurichten. Sie setzten ihnen Brillen und Helme auf, erklärten dann, wie und warum man mit so einem Gleitschirm schweben, fliegen kann.

„Wir sind eine privilegierte Bande, denn wir können mit einem Stück Stoff und ein paar Leinen in der Luft auf- und ab-schweben,“ sagte Freddy. Dann rief er dem Grossvater zu:

„Friedrich, willst du’s auch mal näher anschauen?“

Der Grossvater wollte sich eben nach Friedrich umschaun – gab es noch Jungen mit so schönen, alten Namen? Aber bevor er sich umsah, merkte er doch, dass mit „Friedrich“ er gemeint war. Sollte er das „Du“ so einfach akzeptieren? Er tat es und war nach kurzer Zeit stolz, dass Freddy ehrlich erstaunt feststellte:

„Toll! Dir muss man ja gar nichts erklären. Wie machst du das nur, dass du alles schon weisst, genau wie wenn du einen Gleitschirmkurs absolviert hättest. Gratuliere!“

„Unser Grossvater ist Ingenieur!“ riefen die Kinder voll Stolz, „der interessiert sich schon lange fürs Fliegen und kennt sich da gut aus!“

„Auf morgen dann! ihr kommt doch wieder?“ riefen Freddy und Ines, stiegen selber in die Gurten und machten sich für den Start bereit.

Am nächsten Tag wurden Grossvater, Christopher, Ann und Saba mit „Hallo!“ empfangen, wie alte Bekannte, nein, eher wie alte Flugkameraden.

„Bleibt ihr noch lange hier?“ erkundigte sich Ines.

„Oh, nein, leider nicht. Wir müssen am Donnerstag wieder nach Hause zurück, leider, leider!“

Freddy und Ines flüsterten eine Weile aufgeregt miteinander, dann nahmen sie ihre drei neuen Freunde etwas bei Seite:

„Wir schlagen euch etwas vor: morgen kommen wir mit zwei oder drei Biplatz-Schirmen. Und wenn hier nicht mehr viel los ist, und wir gutes Flugwetter haben, nehmen wir euch einmal mit. Für dich, Friedrich, finden wir sicher einen netten Piloten. Lass aber deinen Wein zu Hause, auch als Passagier muss man einen klaren Kopf haben. Habt ihr Lust? Habt ihr Angst? Einverstanden?“

„Einverstanden?“ Welche Frage! Glücklicherweise, aufgeregt vor Erwartung waren alle Drei. Und am nächsten Tag, als der Startplatz fast leer lag, winkten Freddy und Ines ihren Freunden. Freddy führte Christopher zu seinem Biplatz-Gleitschirm. Ines nahm Ann mit, und auf Grossvater trat ein junges Mädchen lächelnd zu:

„Ich heisse Sibylle, komm, Friedrich! Ich muss dir ja gar nichts mehr erklären, es scheint, dass du, zumindest in der Theorie, ein perfekter Gleitschirm-Pilot bist. Komm!“

Einer jungen Frau sollte er sein Leben anvertrauen? Der Grossvater hatte schon so viel lernen und akzeptieren müssen: er wurde mit „Friedrich“ und „Du“ angeredet. Und nun hatte er eine junge Frau als Lehrerin. Aber er musste sich eingestehen, dass es alles andere als unangenehm war, neben der hübschen, blonden, lachenden Sibylle in die Luft aufzusteigen.

Da riefen plötzlich die drei Copiloten wie aus einem Mund: „Saba!“

„Hansi, komm mal herüber,“ sagte Sibylle. „Und Friedrich, gib ihm deine Autoschlüssel. Hansi, setz den Hund bitte in den blauen Audi dort. Danke!“

Die drei Piloten mit ihren Passagieren stehen am Startplatz. Der Wind kommt leicht von vorn, das Zeichen zum Start fällt. Zwei Schritte machen Freddy und Christopher, und schon füllt sich das Tuch und steigt auf. Noch ein paar Schritte, und die Füße treten ins Leere, der Schirm steigt höher und höher. Dann starten Ines und Ann und als Letzte Sibylle und Friedrich.

Die drei Biplatz-Glider schwebten, kreisten, tanzten zusammen im Reigen. Nach den ersten, doch etwas beklemmenden Minuten nach dem Start lachten, jauchzten die Kinder, sie sangen laut und ziemlich falsch aus vollem Halse. Und Friedrich, der Opa, der Grossvater, lachte und jauchzte mit.

Sogar das Landen ging fast problemlos, die drei Schüler hatten das, wenigstens in der Theorie, auch gelernt gehabt. Und als die Drei, noch mit schwirrenden Sinnen und brummendem Kopf losgeschnallt waren, fast schwindlig dastanden und überhaupt nichts denken konnten, raste Saba zwischen sie, sprang an ihnen hoch und zeigte mit lautem Gebell ihre Wiedersehensfreude. Der gute Hansi hatte Grossvaters blauen Audi die kurvige Strasse hinunter zum Landeplatz gebracht.

Jeder Pilot gab seinem Passagier drei herzliche Küsse auf die Wangen. Friedrich wollte nicht glauben, was ihm da geschah. Und nach vielem „Dankeschön - war interessant - war toll - war einmalig,“ stiegen die Vier ins Auto, und nach Hause ging es.

Die arme Oma war nicht glücklich :

„Am letzten Abend kommt ihr noch später als sonst. Den ganzen Tag warte ich auf euch. Ich habe mir den Besuch meiner Enkel doch ein bisschen anders vorgestellt.“

Es gab ein wundervolles Nachtessen, aber die Kinder und ihr Grossvater waren noch so aufgereggt, dass sie fast nichts essen konnten.

Christopher und Ann waren auch später, in ihren Betten, so wenig schläfrig, dass sie nicht sofort einschliefen und zum ersten mal der Geschichte, die Oma vorlas, lauschten.

„Danke, Oma, das war aber einmal eine schöne und spannende Geschichte!“ Die liebe Oma strahlte und hatte Tränen in den Augen.

Am nächsten Tag, auf dem Stuttgarter Flugplatz, sah die Oma mit Staunen, dass ihr Friedrich seine Enkel in die Arme nahm, zuerst Christopher, dann Ann herzlich küsste und sagte :

„Auf Wiedersehen Christopher, auf Wiedersehen Ann!“

Und die Kinder riefen:

„Es war so schön! Nächsten Sommer kommen wir wieder zu dir..“ und mit einem entschuldigenden Blick zu Oma „zu euch!“

Während des langen Abschieds der Kinder von ihrem Grossvater und von Saba, fiel Omas Blick auf das Titelblatt einer Regionalzeitung. Darauf waren drei Gleitschirme zu sehen, und unter einem jeden lächelte sie ein, trotz der grossen Brillen, ihr wohlbekanntes Pilotengesicht an.

Die gute Oma konnte sich nun ihr langes Warten, den Grund für ihre Ängste und Sorgen erklären.

Kurzentschlossen kaufte sie drei Exemplare der Zeitung, für jeden der ihr so lieben Piloten eines.

Marion, die mutige Ricke

(eine Geschichte, erzählt nach einer Beobachtung des Zoologen Brückner)

Marion war eine Ricke, eine Rehmutter. Natürlich haben Rehe, die frei im Wald leben, keine Namen. Aber wir wollen diese Ricke doch „Marion“ und ihren Sohn „Fred“ nennen.

Marion hatte mit Freds Vater gespielt und getollt, und beide hatten sich lieb gehabt, aber als Marion ihr Baby bekommen sollte, hatte Freds Papa gesagt:

„Du, meine liebe Marion, kannst unser Baby viel besser alleine umsorgen und erziehen. So etwas machen Rehmütter immer alleine, ohne die Rehväter.“

Und das war wahr. Rehböcke, die Väter, kümmern sich nie um ihre Kinder. Die Rehmütter ziehen ihre Kinder, die Kitze, ganz alleine auf.

Marion war noch sehr jung. Es war das erste Mal, dass sie ein Junges bekommen sollte. Aber sie wusste recht gut, was sie tun musste. Zuerst suchte sie einen guten, geschützten Platz, wo sie ein Lager für ihr Kind herrichten konnte. Unter einer grossen Tanne, nicht weit vom Waldrand, machte sie eine kleine Mulde. Sie legte sie mit Moos und weichen Blättern aus. Die untersten Äste der Tanne versteckten dieses Bettchen so gut, dass kein Mensch, der vorbeikam, das Lager sehen konnte.

Marion war mit sich zufrieden. Sie ruhte sich unter der grossen Tanne aus, lief gegen Abend auf das nahe Feld und die saftigen

Wiesen, um zu äsen, um ihren Hunger zu stillen, und freute sich auf ihr Kindlein.

Fred kam in einer Nacht zur Welt, in der der Mond hell schien, der Wald ruhig und friedlich lag. Marion war natürlich alleine, aber sie wusste ganz genau, was sie als Rehmama zu tun hatte, wie sie ihren kleinen Fred pflegen sollte, und was der Kleine lernen musste. Zuallererst lernte der Kleine natürlich bei seiner Mutter trinken. Das musste er eigentlich gar nicht lernen, das konnte er ganz einfach. Das konnte er so gut und er trank so viel, dass er jeden Tag grösser und kräftiger wurde.

Marion lief jeden Abend zum nahen Feld, zu den fetten Wiesen und frass sich satt. Danach kam sie jedesmal rasch zurück zu Fred und freute sich über ihr Junges, und Fred freute sich über seine liebe, gute Mama.

Das ging so friedlich einige wenige Wochen. Meist schien tagsüber die Sonne, die Vögel sangen und jubelten im Wald. Manchmal regnete es auch, es gab Gewitter mit Blitz und Donner. Aber es war doch ein friedliches Leben unter der grossen, schützenden Tanne.

Mit der Zeit fand Marion die Blättlein und Gräser auf dem nahen Feld und den saftigen Wiesen doch ein bisschen langweilig. Sie hatte grosse Lust etwas Anderes, etwas Neues für ihr Abendessen zu suchen, weiter zu laufen, Neues zu sehen und zu essen. Fred war schon ein grosses Kitz und sollte doch vernünftig sein. So sagte Marion eines Tages:

„Fred, mein kleiner Junge, hör mir gut zu: ich gehe jetzt mein Abendessen suchen. Du bist nun gross genug, zarte, saftige Blättlein zu essen. Ich werde dir die besten Kräutlein, die ich

finde, mitbringen. Ich brauche heute Abend ein bisschen mehr Zeit und komme etwas später zurück. Bleib du schön brav und ruhig in unserem Versteck liegen. Rühr dich nicht, sei ganz lieb und brav. Was du auch fühlst und siehst, was du auch hörst, bleibe schön still und ruhig unter unserem grossen Tannenbaum liegen. Hast du mich verstanden, kleiner Fred?“

„Ja, Mama, ich habe alles verstanden. Ich bin gross und vernünftig.“

Marion gab ihrem kleinen Jungen einen liebevollen Stups mit ihrer kalten, feuchten Nase und rannte davon, aus dem Wald, über Felder und Äcker und Wiesen. Endlich hatte sie wieder ihre Freiheit und konnte sich austoben.

Fred lag ganz ruhig und still unter den Zweigen der grossen Tanne. Er schlief ein bisschen, er wachte ein bisschen, aber er rührte sich nicht. Er rührte sich so wenig, dass ein grosser, schillernder Käfer gar nicht merkte, dass da ein Rehkitz lag. Der Käfer nahm seinen Weg über Freds Nase. Oh, das kitzelte, und Fred wollte gerade herzhaft niesen und den Kopf schütteln. Aber da fielen ihm Marions Worte ein: „Was du auch fühlst und siehst, was du auch hörst, bleibe ganz still und ruhig unter unserem grossen Tannenbaum liegen.“ Und daher bewegte sich der kleine Fred nicht, obwohl der grosse, schillernde Käfer ihn an seiner Nasenspitze kitzelte.

Ein wenig später, als Fred aus einem kleinen Schlaf aufwachte und die Augen öffnete, sah er ganz nahe vor sich eine kleine Schnecke mit ihrem gelben Schneckenhäuschen einen Grashalm hinaufkriechen. Die kleine Schnecke gab sich grosse Mühe und kroch recht schnell, immer höher und höher. Aber als sie fast ganz oben am Grashalm angekommen war, bog sich

der Halm – schwups! – bis zum Boden. Das Schnecklein war zu schwer für den dünnen Grashalm gewesen. Fred fand das sehr lustig, er wollte nun wissen wo das Schnecklein war auf dem Boden noch am gekrümmten Grashalm?

Der Reh-Junge wollte eben den Kopf heben, um besser sehen zu können, als er sich an Marions Worte erinnerte:

„Was du auch fühlst und siehst, was du auch hörst, bleibe ganz still und ruhig unter unserem grossen Tannenbaum liegen.“

Und daher blieb der liebe, folgsame Fred ganz ruhig liegen und wartete, wartete auf seine Mutter.

Aber dann hörte Fred ganz deutlich, wie sich jemand seinem Versteck näherte. Marion? Nein, es war nicht Marion, das wusste Fred ganz sicher. Marion roch gut nach Mama und Schutz und Liebe. Aber jetzt stieg ein hässlicher, beängstigender Geruch in Freds Nase. Der Kleine zitterte am ganzen Körper, er sah nichts, aber er hatte grosse Angst, und er konnte nicht anders, er musste seinen Kopf heben und da – da sah er in die tückischen, grünen Augen von einem Fuchs, einem grossen, rotbraunen Fuchs.

Fred hatte nicht gewusst, dass er eine Stimme hatte, dass er schreien konnte. Marion hatte ihm nie davon gesprochen. Aber nun schrie und schrie und schrie er aus Leibeskräften. Er schrie, dass die Vögel aus den Bäumen hoch in den Himmel flogen, er schrie, dass die Hasen kopflos aus dem Wald flohen. Den Fuchs aber erschreckte das Geschrei überhaupt nicht. Er freute sich auf das zarte Fleisch des Kitzes, das er bald fressen würde. Er wollte sich den guten Bissen eben holen. Aber....

Marion hatte sich ausgetobt, sattgefressen und war auf dem Weg zu ihrem kleinen Sohn. Sie hatte ihm, wie versprochen, die süs-

sesten, zartesten Blättlein mitgebracht und freute sich auf das Wiedersehen. Da hörte sie die gellenden Hilferufe. Sofort wusste sie, dass Fred in Gefahr, in grosser Gefahr war, und sie rannte, rannte, rannte so schnell sie konnte. Gott sei Dank war sie ganz nahe am Wald gewesen, als Fred nach ihr rief und schrie.

Marion stand dem Fuchs gegenüber. Rehe, alle Rehe, sind sehr scheu, sehr ängstlich. Aber als unsere Marion ihren kleinen Fred in so grosser Gefahr sah, vergass sie alle Angst: sie spannte ihren Körper, ihre Vorderläufe, Vorderbeine, und plötzlich stürmte sie mit voller Wucht auf ihren Gegner los. Der duckte sich, aber im Nu war sie über ihm, trommelte mit ihren scharfen Läufen auf ihn los, immer stärker, immer stärker. Endlich nahm der Fuchs in wilder Flucht Reissaus. Er wurde ein paar Minuten lang von der wütenden Marion verfolgt.

Die tapfere Ricke kehrte zu ihrem Kitz zurück. Sie war ausser Atem und ganz erstaunt über das, was sie getan hatte: sie, ein scheues, ängstliches Reh hatte einen grossen, wilden Fuchs angegriffen und davongejagt. Ja, der Fuchs mit seinen scharfen Zähnen hatte vor ihr Angst gehabt! Am liebsten hätte sich Marion jetzt neben Fred gelegt, ausgeruht, verschnauft und alles in Ruhe überdacht. Aber dazu war noch keine Zeit.

„Fred, Fred, mein kleines Kitz, folg mir, folg mir so rasch du kannst! Wir suchen uns ein anderes Versteck, das der böse, wilde Fuchs nicht kennt und nie finden soll.“

Und die tapfere Marion, gefolgt von dem stämmigen Fred lief durch den Wald, lief lange und weit, bis sie im dichten Unterholz ein wunderbares Versteck fand. Dort legten sich Mutter und Sohn eng aneinandergeschmiegt, um auszuschlafen, um auszuruhen und um Zeit zu finden, stolz zu sein: Marion war stolz auf Fred, ihren Sohn, und Fred war stolz auf Marion, seine Mutter.



Pfiffi, das kleine Murmeltier

Wart ihr schon einmal in den Bergen, weit oben, da, wo die Baumgrenze ist? Die Bäume werden immer kleiner, sie stehen in Grüppchen oder einzeln. Im Frühsommer gibt es eine Fülle kräftig leuchtender Blumen, tiefblaue Enziane, rot-rosa Felsennelken, grossblütige Anemonen und viele andere mehr. Im Sommer und Herbst blühen die dunkelroten Alpenrosen. Die wachsen am liebsten auf den grossen Steinfeldern, die zwischen den Bergwiesen liegen. Diese Steinfelder sind spärlich bewachsen, da ein Grasbüschel, dort ein Blumenpolster.

Hier leben die Murmeltiere. Sobald man in die Nähe einer solchen Murmeltierkolonie kommt, hört man einen scharfen Pfiff, und wenn man Glück hat und flink genug ist, kann man den langen, buschigen Schwanz eines Murmeltiers in einem Loch verschwinden sehen. Die scharfen Pfiffe stossen die Wächter, die um das kleine Dorf aufgestellt sind, aus um die Bewohner zu warnen, sobald sie eine Gefahr spüren oder gar sehen.

Dort oben, in so einem Steinfeld, lebte Pfiffi, ein Murmeltier-Junge. Er war mit seinen zwei Jahren so gross wie seine Mutter, aber wirklich erwachsen sind Murmeltiere erst mit drei Jahren. Pfiffi hatte einen breiten Kopf, kleine, runde Ohren und grosse, dunkle Augen.

Der Tagesplan der Murmeltiere ist streng geregelt:

Die ersten Sonnenstrahlen am Morgen wecken die Tiere auf. Zuerst kommen die Mutigsten aus dem Bau, zuletzt die Langschläfer, die sich nicht von ihren Grasbetten in den langen, unterirdischen Gängen trennen können. Aber schliesslich sind alle Tiere im Freien. Sie sonnen sich ausgiebig, machen ihre Toilette ebenso ausgiebig und frühstücken dann noch ausgie-

biger, wohl zwei Stunden lang. Sie suchen sich Gras, Blättlein und Wurzeln, sind fröhlich, friedlich und vergnügt.

Pfiffi war sicher nicht unter den Langschläfern. Er war immer einer der Ersten, die in der Frühe am Bauausgang erschienen. Er nahm sich nie die Zeit sich so lange zu sonnen, wie die anderen. Seine Toilette machte er in wenigen Minuten, aber sein Frühstück war so ausgiebig, wie das der anderen. Ja, er fand oft die saftigsten Blättlein und nagte an den würzigsten Wurzeln. So war es nicht erstaunlich, dass Pfiffis Bäuchlein rund und wohlgepolstert war und sein Schwanz stark und kräftig. Da Pfiffi so gross und stark, auch aufgeweckt war, durfte er früher, als andere Jungtiere bei einem älteren, erfahrenen Wächter lernen. Es machte ihm Riesenspass einen schrillen Pfiff auszustossen und zu sehen, wie Mama, Papa, die Geschwister, Onkel und Tanten im Nu in einem der vielen Baueingänge verschwanden. Ja, es kam vor, dass Pfiffi laut und kräftig pfiff, ohne dass irgend eine Gefahr im Anzug war. Natürlich wurde er deshalb gerügt. Die Familie zu beunruhigen, ohne jeden Grund, war ein schlechter Scherz. Pfiffi durfte eine Zeitlang nicht mehr bei seinem Lehrer arbeiten.

Das machte Pfiffi keinen grossen Kummer. Er hatte schon viel gelernt, vorallem zu pfeifen. Er wusste, dass der Fuchs und der Adler die grössten Feinde der Murmeltiere sind. Er war sehr zufrieden wieder frei zu sein und auf seinen kurzen, stämmigen Beinen dahin laufen zu können, wohin er wollte.

So lief er einmal, seinen langen, buschigen Schwanz nach sich ziehend, bis zur Grenze der Kolonie, noch weiter, noch weiter, bis zu einer kleinen Gruppe von mageren Tannen. Dort stellte er sich auf seine Hinterbeine, stützte sich auf seinen Schwanz und sah

sich um. Es war Frühsommer, die Sonne schien und wärmte. Die Luft war klar und mild. Die Insekten schwirrten und flogen von Blume zu Blume. Ein wunderschöner, friedlicher Tag.

Unter den Tannen sah Pfiffi einen kleinen Hasen hoppeln. Der suchte sich Blättlein und saftiges Gras zum Fressen. Pfiffi wollte eben mit dem Häschen eine Unterhaltung beginnen, als er ganz nahe einen rot-braunen, jungen Fuchs daher schleichen sah. Pfiffi hatte kein Wächteramt mehr, aber er spitzte doch schon seine Lippen zu einem kräftigen Warnruf. Doch der Fuchs hob warnend die rechte Vorderpfote, schüttelte den Kopf, und unser Pfiffi vergass zu pfeifen. Nein, er vergass es nicht, er wollte einfach nicht pfeifen. Er wollte sehen, was geschieht, wenn man etwas Unerlaubtes, etwas Gefährliches macht, wenn man sich ganz gross und unabhängig fühlt und benimmt.

„Gut, lieber Pfiffi, du hast mich nicht verraten,“ sagte das Fuchslein. „So einen Freundschaftsdienst werde ich dir nicht vergessen. Wenn du willst, werden wir Freunde.“

Pfiffi war stolz und glücklich. Er war sicherlich das erste und einzige Murmeltier, das einen Fuchs zum Freund hatte, einen Fuchs, der doch der grösste Feind der Murmeltiere ist. Ja, Pfiffi fühlte sich stark und stolz. Aber dann hatte er doch ein schlechtes Gewissen. War es seine Schuld, wenn der Fuchs nun in die Murmeltierkolonie einbrach, sich ein Tierchen holte, das ruhig graste, weil Pfiffi nicht gewarnt hatte? Nein, das sollte nicht geschehen!

„Lieber Freund Fuchs“, sagte der Murmeltier-Junge, „schau mal – dort“ und Pfiffi zeigte auf einen Stein. Pfiffi hatte nämlich gesehen, wie sich das Häslein, als es den Fuchs so nahe sah, hinter diesem Stein in die lockere Erde gegraben hatte. Nur seine Ohren waren noch ein bisschen zu sehen. Die zitterten vor Angst.

Das rot-braune Füchlein grinste: „tausend Dank, mein kleiner Freund,“ sagte es, schnappte nach den zitternden Ohren, zog das arme Häschen aus seinem Versteck und schleifte es über Wurzeln, Steine, Gras irgendeinem Ort zu, an dem er das arme Tierlein fressen wollte.

Pfiffi war es nicht wohl zu Mute, oh, nein! „Aber,“ sagte er sich, „ich habe doch keinem von meiner Familie geschadet. Armes, kleines Häschen! Aber uns Murmeltieren ist doch gar nichts passiert!“

Ein paar Tage später durfte Pfiffi wieder auf einem Wachposten stehen. Es war ein schöner Sonnentag, und Pfiffi war so recht von Herzen froh. Er sah dem Treiben seiner grossen Murmeltierfamilie zu, hatte Freude ein paar bunte Schmetterlinge zu beobachten. Dann sah er ein kleines Loch in der Erde. Das Loch war viel kleiner, als ein Eingang zum Murmeltierbau. Ein rosa Näschen schaute aus dem kleinen Loch, ein graues Schnäützchen, ein ganzes Feldmäuslein kletterte hervor. Das Mäuslein richtete sich auf, putzte sich mit den Vorderpfoten über Kopf, Ohren und Augen und war so niedlich anzusehn. Da sah Pfiffi plötzlich einen grossen Schatten, der sich rasch auf das Mäuslein zubewegte. Pfiffi hatte von seinem Lehrer gelernt, was so ein Schatten bedeutet: einen Adler! Er spitzte schon seine Lippen zu einem Pfiff, als er aufschaute und einen noch jungen, ungeschickten Adler sah, der so gar keine Angst einflösste. Warum also pfeifen? Dem tollpatschigen Adler gelang es endlich doch die Maus mit seinen Klauen zu greifen. Bevor er mit seiner Beute in den Himmel hochflog, sagte er: „Hab Dank, dass du nicht gewarnt hast. Du hast ja gesehen, ich bin noch sehr jung und muss erst lernen Beute recht zu jagen. Du hast mir geholfen, das Mäuslein zu greifen. Hab

Dank! Wir wollen Freunde bleiben!“

Pfiffi war so stolz, so stolz! Er war ein Murmeltier-Junge, der einen Fuchs und einen Adler zum Freund hatte. Wo gab es das ein zweites Mal auf der weiten Welt?

Auf seinen Streifzügen begegnete Pfiffi von Zeit zu Zeit dem kleinen Fuchs oder dem jungen Adler. Sie winkten sich zu, aber eine echte Freundschaft war das doch nicht.

Dann kam der Herbst. Mama hatte grosse Mühe, ihren so unabhängigen Pfiffi-Jungen zu finden. Sie musste ihm doch erklären, was Murmeltiere im Winter machen: sie klettern in ihren Bau, verschliessen alle Ausgänge gut, kuscheln sich in ihre trockenen Grasbetten und schlafen den ganzen Winter über, so lange, bis der Schnee unter den ersten Sonnenstrahlen schmilzt, und Gras und Blättlein zu wachsen beginnen. Dann erst wachen die Murmeltiere wieder auf, und das Sommerleben beginnt von neuem. Pfiffi hatte das alles vom letzten Jahr her vergessen.

„Aber was ess' ich dann, wenn ich so lange im Bau eingesperrt bin?“

„Du hast so ein schönes, rundes, fettes Bäuchlein, von dem wirst du zehren, lieber Junge. Wir alle machen das so. Nicht wahr, meine Kinder?“

Und Pfiffis Geschwister antworteten im Chor:

„Ja, Mama!“

Pfiffi aber dachte: „Ich bin kein gewöhnliches Murmeltier, ich habe den Fuchs und den Adler zum Freund, die schlafen auch nicht den ganzen Winter über. So dumm wie meine Geschwister bin ich nicht. Ich bin gross und stark und mutig! Ich will den Schnee sehen, den Wintersturm heulen hören und will nicht schlafen, langweilig und feige schlafen! Nein, ich nicht!“

Bald danach, im Oktober, verschwanden, eins nach dem andern, die Murmeltiere in ihrem unterirdischen Bau. Pfiffi sah, wie seine Geschwister brav der Mama folgten und in den Bau kletterten. Die Mama sah sich noch suchend um, bevor sie in den Bau kroch. Wo war ihr grosser Sohn, Pfiffi? Nun, der versteckte sich hinter der kleinen Tannengruppe, unter der er im Sommer seinen Freund, den Fuchs kennengelernt hatte. Er freute sich seines Mutes und war begierig den Winter zu erleben. Er wusste, dass jetzt die Aus- und Eingänge des grossen Baus verschlossen wurden. Er würde sich einen eigenen Bau graben, er brauchte die Andern nicht!

An der Stelle, an der sich das arme Häschen, um sich vor dem Fuchs zu verstecken, eingebuddelt hatte, war der Boden locker. Pfiffi konnte sich dort eingraben. Einen richtigen Bau brauchte er nicht, das dachte er jedenfalls. Er wollte ja nicht lange schlafen, nur die Nacht über und morgen früh aufwachen, um den Winter zu sehen.

In der Nacht schneite es wirklich. Eine dichte, weisse Schneeschicht bedeckte das Steinfeld, unter dem der grosse Murmeltierbau lag. Der Schnee lag auf den Wiesen ringsum, auch auf dem kleinen Erdhügel, unter dem Pfiffi lag.

Pfiffi richtete sich nach einem kurzen, gesunden Schlaf auf, schüttelte die Erde ab und sah all die Pracht: überall weisser, glitzernder Schnee! War das schön und neu! Pfiffi vergass seine Toilette zu machen, wie sich das doch am Morgen gehörte. Er setzte sich auf die Hinterbeine und seinen runden Popo, schlittelte den Abhang hinter den Tannen hinunter und konnte geschickt mit seinem kräftigen Schwanz lenken. Hei, war das eine Lust! Noch einmal, noch einmal und noch einmal.



Aber Pfiffi, dein Frühstück! Keine Sorge! Die Schneedecke war noch nicht dick. Unter dem Schnee gab es Gräslein und Blättlein und saftige Wurzeln zu knabbern. Pfiffi war glücklich und wieder so stolz: er war ein Murmeltier-Junge, der einen Fuchs und einen Adler zum Freund hatte, und der im Winter nicht schlief, sondern den weissen Schnee sah und den Wintersturm heulen hörte. Aber ein bisschen langweilig und traurig ist es doch, immer alleine zu schlitteln, immer alleine im Schnee zu spielen.

„Ich suche meinen Freund, den Fuchs. Er soll mein Spielkamerad sein,“ sagte sich Pfiffi. Er suchte und suchte und rief und rief nach seinem Fuchs-Freund. Endlich, die Sonne war eben untergegangen, sah er den rot-braunen Fuchs anschleichen. Er war kein Fuchslein mehr, sondern ein ausgewachsener Fuchs.

„Was schreist du denn so, du dummes Murmeltier! Du verjagst mir ja meine Beute! Es ist kalt, ich habe Hunger.“

„Aber Fuchs, du bist doch mein Freund. Willst du nicht mit mir im Schnee spielen?“ Sagte Pfiffi ganz schüchtern.

„Freund, Freund, das war im Sommer, als ich jung und dumm war, und als es im Überfluss zu fressen gab. Jetzt ist Winter, im Winter kenne ich keine Freundschaft, im Winter muss ich überleben, und als letzten Freundesdienst sage ich dir: lauf mir nie mehr über den Weg, sonst fress ich dich mit Haut und Haar, mein kleiner, dummer Freund!“

Eigentlich wollte Pfiffi noch Wurzeln suchen, noch zu Abend essen. Aber der Hunger war ihm vergangen. Es gab keinen Fuchs-Freund mehr. An so etwas Trauriges hatte Pfiffi nie gedacht. Freundschaft war Freundschaft. Oder doch nicht immer? Traurig kroch Pfiffi in sein kaltes Erdbett unter den kleinen Tannen.

Am nächsten Morgen schien wieder die Sonne, der Schnee glitzerte, und Pfiffi schlittelte lustig den Abhang hinter den

Tannen hinunter. Er war vergnügt, aber nicht mehr so vergnügt wie gestern. Er hatte Blättlein und Gras unter der Schneedecke gefunden und mit Freude geknabbert, aber mit weniger Freude als gestern.

Heute wollte er seinen Freund, den Adler, aufsuchen.

Pfiffi suchte und suchte und rief und rief nach seinem Adler-Freund. Endlich fand er ihn. Das Adlerbaby war ein mächtiger Adler geworden. Er schrie Pfiffi aus der Luft böse zu: „Verschwinde, verschwinde rasch, du kleines, dummes Murmeltier. Was sagst du? Freund? Im Winter kenne ich keine Freunde, im Winter kenne ich nur mich. Ich muss überleben in den Bergen. Pass auf, das nächste Mal, wenn du mir über den Weg läufst, fresse ich dich auf, mit Haut und Haar!“

Armer Pfiffi! Es gab keinen Fuchs-Freund mehr, keinen Adler-Freund. Alleine, ganz alleine sollte der arme Pfiffi bleiben. Was tun? Alleine im grossen Schneefeld, ein ganz gewöhnliches Murmeltier und ohne mächtige Freunde? Er war so traurig, der Murmeltier-Junge.

Da huschte ein kleiner Hase über den Schnee, scharrte ein bisschen, suchte ein bisschen und fand einen gefrorenen Grasbüschel. Er begann zu knabbern und zu fressen.

„Darf ich mit dir essen? Das nächste Mal gebe ich dir von den Blättern und Wurzeln, die ich finde. So können wir Freunde sein, die zusammen frühstücken,“ schlug Pfiffi vor.

Das Häschen sah auf. „Armer, dummer Pfiffi. Erinnerst du dich nicht mehr an meinen Bruder? Du hast ihn an den bösen Fuchs verraten, und der hat ihn gefressen. Wie soll ich dein Freund sein? Du hast die Schuld am Tod meines kleinen Bruders. Geh! Ich will dich nie mehr sehen!“

Ja, Pfiffi erinnerte sich gut an den Tag, an dem der Fuchs sein Freund wurde. Sein Freund? Nein! Nie würde der Fuchs ein

wahrer Freund, nie würde der Adler ein wahrer Freund eines Murmeltiers werden. Und das kleine Häschen, den Bruder des braven Hasen hier, hatte er verraten.

„Was soll ich nur tun, so ganz alleine?“ sagte Pfiffi laut zu sich selber.

Das brave Häslein aber antwortete:

„Suche deine wahren Freunde, deine Familie. Dort gehörst du hin, nicht zu Füchsen, Adlern oder Hasen.“

So sprach das brave Häschen und hoppelte weiter.

Pfiffi wusste nur zu gut, dass der Hase die Wahrheit gesprochen und recht hatte. Langsam trottete er dem schneebedeckten Steinfeld zu. Die Schneedecke war immer noch dünn, es war nicht schwer einen Eingang zum Bau zu finden. Aber der Eingang war geschlossen, es gab kein Hineinkommen! Pfiffi suchte weiter. Der nächste Eingang war auch geschlossen, es gab kein Hineinkommen! Pfiffi suchte und suchte: überall das Selbe, es gab nur geschlossene Eingänge, es gab nirgends ein Hineinkommen. Endlich, als Pfiffi schon ganz verzweifelt war, fand er einen letzten Eingang. An dem musste er nur kurz kratzen, und er konnte hineinkriechen. Es war dunkel hier im Bau, aber auch schön warm. Und es wurde Pfiffi noch wärmer, als er seine Mutter sagen hörte:

„Willkommen, kleiner Pfiffi! Hilf mir jetzt diesen Eingang gut zuzumachen, dann zeige ich dir den Weg zu deinen Geschwister. Ich habe hier auf dich gewartet. Ich wusste, dass du kommen würdest. Komm jetzt mit mir!“

Ganz leise und sachte legte sich Pfiffi zwischen seine schlafenden Geschwister. Er fühlte sich geborgen und zu Hause und wohl. Er konnte seinen Fuchs-Freund, seinen Adler-Freund und den Winter mit seinem glitzernden Schnee vergessen. Nur noch einen Gedanken an das brave Häschen hatte Pfiffi, dann

war er eingeschlafen. Und er schlief und schlief den ganzen Winter durch, er schlief wie ein gesundes Murmeltier. Im nächsten Frühjahr, als Pfiffi, wie alle andern Tiere aus seiner Familie aus dem Winterschlaf aufwachte, war er drei Jahre alt, ein erwachsenes und vernünftiges Murmeltier.

Der rote Engel

Sacha klammerte sich fest an Mamas Hand. Er schluchzte und heulte aus tiefem Herzen. Er war schon sieben Jahre alt und sollte heute das erste Mal zur Schule gehen. Der Mama war es immer wieder gelungen, ihren Sacha von der Schule zu befreien, und diese Kämpfe gegen die Schulbehörden bestätigten Sacha in seiner grenzenlosen Angst vor der Schule. Die Tränen in Mamas Augen trugen auch nicht dazu bei, Sacha zu beruhigen. Immer langsamer und langsamer gingen Mama und Sacha, aber sie näherten sich doch unaufhaltsam dem Schulhof. Man hörte Kinder vergnügt lachen und rufen, man hörte sie rennen und jagen, und dann hörte man ein Glockenspiel eine kleine Melodie singen. Das Lachen und Rufen wurde leiser, und als Mama und ihr kleiner Sohn auf dem Schulhof standen, sahen sie wie die Kinder sich durch die offene Schulhaustür drängen. Noch vier – fünf Kinder waren im Hof, die dann aber auch im Schulgebäude verschwanden.

Langsam zog die Mama den schluchzenden Sacha mit seinen rotverquollenen Augen hinter sich her und ging, noch langsamer, durch die Schulhaustüre. In der Schule war es nun ganz still. Nach dem Lärm im Schulhof hörte man fast gar nichts mehr. An einem langen Gang waren rechts und links geschlossene Türen. Zögernd las die Mama die Schildchen, die neben jeder Türe angebracht waren :

6. Klasse Herr Heine
4. Klasse Frau Schmid
3. Klasse Herr Weinroth

und dann : 2. Klasse Frau Wieler. Hier war das so sehr gefürchtete Ziel : 2. Klasse, Frau Wieler.

„Sei ein grosser, mutiger Junge, Sachalein!“ Die Mutter kniete sich nieder, putzte ihrem Liebling die Nase, wischte ihm über die Augen. Dann stand sie entschlossen – fast entschlossen – auf und klopfte an die Tür.

„Herein!“

Nun war alle Hoffnung auf Rettung verloren. Sacha wurde in ein Klassenzimmer gezogen. Gut zwanzig Kinderaugenpaare guckten ihn an und schätzten ihn ab:

„Ein Neuer, eher klein, heulend, nicht sehr interessant!“

Frau Wieler wechselte ein paar Worte mit der Mama, beugte sich dann zu Sacha:

„Grüss Gott, Sacha. Komm, ich zeig dir deinen Platz, hier, neben Mona. Wir freuen uns, dass du nun bei uns bist. Du kannst ja schon gut lesen und schreiben und rechnen. Es wird dir sicher bei uns gefallen.“

Die Mama wischte sich mit einem hübschen Taschentuch die Augen und rief ihrem Sohn zu:

„Auf Wiedersehen, Sachalein!“ Und dann war sie verschwunden. Sacha konnte nicht anders, er musste wieder aus Herzensgrund schluchzen. Er fühlte sich verlassen, todunglücklich. Seine kleine Nebensitzerin, Mona, flüsterte ihm ins Ohr:

„Heule-Sachalein, Heule-Sachalein!“ und kicherte dazu.

Wie diese erste schreckliche Schulstunde verging, konnte Sacha nachher nicht sagen. Plötzlich läutete die Glockenmelodie, die Kinder stürzten von ihren Plätzen, und im Nu war das Klassenzimmer leer.

„Mona“, rief Frau Wieler „nimm bitte Sacha mit und zeig' ihm unseren Schulhof!“

Mona zog Sacha an der Hand mit sich, und als sie im Gang waren, und Frau Wieler nichts mehr hören konnte, rief sie:

„Heule-Sachalein, komm, komm, Heule-Sachalein!“

Im Schulhof stellte sie ihn in einer Ecke ab, und niemand kümmerte sich mehr um den Jungen.

Aber alles hat ein Ende, auch das schlimmste Erlebnis, und so war es endlich zwölf Uhr geworden, die Mama war wieder da, nahm ihr Söhnchen in die Arme, zog es zum Auto und fuhr nach Hause, in die Sicherheit, in die Geborgenheit.

Am Abend erkundigte sich der Papa nach dem Verlauf dieses ersten Schultags. Oh, schrecklich daran erinnert zu werden! Sacha schluchzte von neuem.

„Du hättest den Jungen wirklich schon letztes Jahr mit sechs Jahren in die Schule schicken sollen, Helene. Jetzt haben wir die Bescherung. Sacha muss sich in eine schon festgefügte Klasse einpassen.“ Und zu Sacha gewandt:

„Sei jetzt still mit deinem Schluchzen, bitte! Ich mag keine heulenden Kinder!“

Sacha lag an diesem Abend in seinem Bett und hörte die schnippische Stimme von Mona: „Heule-Sachalein, Heule-Sachalein!“

Vier, fünf, sechs Schultage waren vergangen, nichts war besser geworden. Sacha lebte erst wieder auf, wenn er Mamas Auto vor dem Schulhaus sah und wusste, er komme wieder in die Geborgenheit zurück.

Aber nach ein paar Tagen sprach der Papa ein Machtwort:

„Helene, die Schule liegt so nah bei unserem Haus. Ich bin sicher, dass fast alle Kinder alleine und zu Fuss nach Hause gehen. Hole Sacha bitte morgen nicht von der Schule ab. Ich möchte aus ihm einen selbständigen Jungen machen. Ich sage ja immer: Heule-liesen mag ich nicht, aus denen wird auch nichts.“

„Heule-Liese, Heule-Sachalein,“ Vater war nicht besser als die böse Mona.

Sacha konnte vor Angst vor dem morgigen Heimweg nach der Schule nicht einschlafen. Würde er den Weg finden? Würde er die Strasse alleine überqueren können? Und vorallem: würde ihn Mona wieder mit ihrem „Heule-Sachalein“ quälen?

Die Stunden in der Schule waren noch schlimmer, als an anderen Tagen, denn die Furcht vor dem Heimweg kam dazu.

Nach dem Unterricht sah Frau Wieler Sacha besorgt an:

„Fehlt dir etwas? Du siehst so blass aus, Sacha.“ Sie strich dem Jungen übers Haar, worauf der, bei der liebevollen Berührung, in Tränen ausbrach. Unter Schluchzen erzählte er seinen Kummer: er sollte ganz alleine nach Hause gehen. Frau Wieler wusste sofort Rat:

„Mona,“ winkte sie dem Mädchen, „du wohnst doch in der Hauptstrasse, ganz nahe beim Eugensplatz? Ja? Dort wohnt Sacha, nimm ihn mit, er möchte gern mit dir den Heimweg machen!“

„Oh Gott,“ dachte Sacha, „die schnippische Mona soll ich nicht nur während den Schulstunden, sondern auch noch nach der Schule ertragen?“ Aber unselbständig wie er war, trottete er brav an Monas Seite die Strasse zum Eugensplatz hinauf.

„Was machst du heute nachmittag, Sacha? Ich geh’ ins Freibad schwimmen, kommst du mit?“

Sacha wusste überhaupt nicht, was er auf solch eine Einladung antworten sollte.

„Ich frag’ Mama.“

„Ach Quatsch! Deine Mama wollen wir dort nicht haben! Wir sind eine ganze Bande, Mädels und Jungen, wir treffen uns im Freibad, ohne Mamas oder Omas oder so! Tschüss, da ist ja dein Haus.“

Sacha fühlte sehr wohl, dass er etwas Dummes gesagt oder getan hatte. Aber was? Das „ach Quatsch!“ von Mona war sehr deutlich gewesen.

Die Mama, die schon seit zehn Minuten Ausschau nach ihrem Liebling gehalten hatte, eilte ihm entgegen.

„Grüss dich, mein Kleiner. Du hast den Weg wirklich ganz alleine gefunden? Bravo!“

„Nein, nicht alleine. Mona und ich gingen zusammen. Sag, Mama, darf ich heute nachmittag ins Freibad?“

„Schwimmen möchtest du, mein Kleiner? Aber natürlich. Wir rufen Tante Ursula an, die hat doch ein herrliches Schwimmbad im Garten. Dort sind wir dann ganz unter uns. Freust du dich aufs Wasser?“

Nein, das Freibad war wohl nicht das Richtige für Sacha. Warum wohl nicht? Die anderen Kinder waren dort, warum nicht auch er? Sacha wusste, dass er diese Frage Mama nicht stellen konnte.

Mona und Sacha gingen jetzt schon viele Tage, viele Wochen zusammen nach der Schule nach Hause. Sie gewöhnten sich aneinander, begannen sich sogar recht gern zu haben. Sicher, Mona war immer noch spöttisch und Sacha gegenüber kritisch:

„Warum trägst du bei der Hitze einen Pullover? Warum isst du dein Vesperbrot nicht auf? Zeig mal, einen Schokoladewecken hast du? Magst du den nicht? Gib ihn mir, ich ess so was für mein Leben gern! Und du willst wirklich nie zu uns ins Freibad kommen? Warum nicht? Kannst du nicht schwimmen?“

„Doch, schwimmen kann ich schon, aber Mama will nicht, dass ich alleine ins Freibad gehe.“

„Alleine! wir sind ‘ne ganze Bande! Darfst du nie etwas alleine, ohne deine Mama machen? Sag!“

Sacha wusste keine Antwort. Natürlich durfte er alleine im Garten spielen, alleine in seinem Zimmer Kassetten und C.D.s hören. Aber ob Mona das hören wollte?

„Sag, Sacha, willst du nicht einmal einen Ausflug mit mir machen, so nach der Schule, nur du und ich? Das wäre doch toll! Frag nur nicht deine Mutter, die sagt gleich ‘nein’, oder fährt uns beide mit dem Auto irgendwo spazieren. Aber wir sollten ganz alleine etwas unternehmen!“

„Aber was denn und wie?“ fragte Sacha, „nach der Schule muss ich doch immer gleich nach Hause.“

„Wir könnten das so machen: einmal gehen wir nicht sofort nach Hause, sondern nehmen die Strassenbahn, fahren zum Wald, picknicken dort und kommen erst am Abend wieder zurück. Du hast immer so viel Vesperbrot, das sparen wir einfach ein paar Tage auf für unser Picknick, und ich hab genug Geld, um die Strassenbahn zu bezahlen.“

Alleine mit Mona zusammen einen Ausflug machen, das wäre toll! Und Papa könnte dann stolz auf seinen selbständigen Sohn sein. Sacha war ganz aufgeregt.

Am nächsten Tag stopfte Mona Sachas Vesperbrot in ihre Schultasche.

„Für unser Picknick“, sagte sie. „Und ich weiss auch, welche Strassenbahn wir nehmen müssen: die Sieben, die fährt zum Waldfriedhof. Das steht an der Strassenbahnhaltestelle. Beim Waldfriedhof gibt’s sicher einen Wald, er heisst doch ‘Waldfriedhof’ oder?“

Sacha stimmte bei, „sicher gibt’s einen schönen Wald beim Waldfriedhof.“

Mona hatte schon drei grosse Vesperbrotpakete von Sacha in ihrer Schultasche. Es war Freitag, die Sonne schien. Mona hatte über zehn Mark in ihrem roten Geldbeutel. Sie wollte heute den grossen Ausflug wagen, heute oder nie!

Als die Ausführung des Plans so nahe gerückt war, als alle Pläne nun Wirklichkeit werden sollten, hatte Sacha natürlich wieder

grosse Angst vor dem Unbekannten. Aber er hatte in den letzten Wochen bei Mona viel gelernt, unter anderem auch, seine Angst nicht zu zeigen, kein Heule-Sachalein, keine Heule-Liese zu sein. Und auf Mona war immer Verlass, sie wusste alles, fand immer eine gute Lösung für jedes Problem, hatte auf alles eine Antwort. Fast wie Mama. Sacha konnte zwar besser rechnen und lesen als Mona, er hatte Klavierunterricht und spielte schon recht gut. Aber ohne Mona hätte er nie eine Strassenbahn benutzen können. Für die war das eine Kleinigkeit. Sie bediente den Fahrscheinautomaten mit Leichtigkeit, drückte auf Knöpfe, warf Geld ein und zog den ersten, dann den zweiten Fahrschein.

„So, Sacha, die Fahrscheine haben wir. Jetzt müssen wir die Strassenbahn mit dem Schild ‘Waldfriedhof’ finden. Kannst du so schnell lesen, dass wir die nicht verpassen?“

„Waldfriedhof sagtest du doch, die sieben, da steht sie doch, hast du nicht gesehen?“

Die Kinder stiegen ein. Mona sah Sacha bewundernd an:

„Dass du so schnell lesen kannst, toll ist das. Ich hätte die richtige Bahn nie gefunden, so rasch!“

Sacha glühte vor Stolz, er sah sich beinahe schon als Monas Beschützer.

Die Bahn war fast leer, die Kinder setzten sich, sahen durchs Fenster: Kaufhäuser glitten vorüber, auf den Trottoirs eilten Frauen mit Einkaufstaschen, Kinderwagen oder nur mit kleinen Handtaschen. Männer liefen alleine, zu zweit, zu dritt. Sie sahen Autos die Bahn überholen. An Haltestellen stiegen Menschen ein, andere aus.

Die Strassenbahn schien nun die Stadt zu verlassen, es gab keine Kaufhäuser mehr, wenig Fussgänger. Autos, ja, die fuhren noch lustig in alle Richtungen. Es gab nun hübsche kleine Häu-

ser, grosse Gärten. Immer mehr Fahrgäste stiegen aus, immer weniger stiegen ein. Die Kinder waren schliesslich ganz alleine in der Bahn, und als diese stehen blieb, der Schaffner „Endstation“ rief, wussten die Zwei nicht so recht was tun.

„Na, ihr da, wo wollt ihr denn hin?“ fragte der Schaffner. Mona und Sacha fühlten sich ertappt, aber Mona wusste doch fast sofort eine Antwort:

„Wir gehen zu unserer Oma. Auf Wiedersehen und danke-schön!“

„Tschüss!“ rief der Schaffner den Kindern nach und fuhr die Strecke in die Stadt zurück in seiner leeren Strassenbahn.

„Komm,“ sagte Mona und zog Sacha mit sich fort.

„Ich sehe keinen Wald, Mona. Sind wir hier wirklich richtig?“

„Was steht denn dort geschrieben, Sacha, dort auf dem Schild?“

„Waldfriedhof.“

„Gut, da sind wir schon richtig. Nein, Wald gibt's hier keinen, aber schau: der Friedhof ist so gross und schön. Ich war noch nie auf einem Friedhof, und du? Und überhaupt: ich hab einen Riesenhunger. Hier können wir auch picknicken. Wir suchen uns einen schönen Platz, gut versteckt, damit uns niemand findet.“

Mutig schritten Mona und Sacha durch das Friedhofstor. Schön war es hier. Grosse Bäume standen in Reih und Glied, eine Allee. Und rechts und links sah man Reihen von kleinen Beeten, farbenfrohen Beeten, auf denen fast immer ein Stein lag oder stand.

„Josef und Anne Hildebrand“, las Sacha.

„Matthias und Lore Plotz“,

„Paul und...“

„Hör' auf mit Lesen, lass' uns zuerst essen!“ rief Mona.

Sacha war gewohnt zu gehorchen. Er suchte zusammen mit Mona einen geeigneten Picknickplatz. Davon gab es eine grosse Menge: auf Bänken unter Trauerweiden, auf hübschen Grabsteinen, auf kleinen Hügeln unter Hängebirken, auf Treppen, die zu einem Pavillon führten. Aber da gab es Leute, die aus- und eingingen. Nein, lieber noch ein Stück weiterlaufen.

Mona fing an zu quengeln:

„Ich habe Hunger, ich will jetzt essen. Hier ist doch ein schöner Platz, setz dich, Sacha!“

So sehr schön war der Platz nicht. Er lag zwischen einem grossen Abfallkorb aus Drahtgitter, in dem verwelkte Blumen, Plastiktüten, Papier lagen und einem Brunnen aus Beton. Aber warum nicht hier essen? Sacha zog seinen Pullover aus, breitete ihn auf dem Boden vor dem Brunnen aus. Mona setzte sich mitten auf den Pulli, für Sacha blieb nur noch ein Ärmel übrig. Aber nun packte Mona aus: Vier Vesperbrote mit Schokolade von Sacha, eine Mettwurst und ein grosses Stück Käse aus dem Eisschrank von Monas Mama. Eine Tüte Chips und eine Packung Kekse. Und: „schau, Sacha, einen Becher hab' ich auch eingepackt, denn im Wald gibts immer Quellen, und auf dem Friedhof gibts sogar einen Brunnen. Du wirst sehen, nach dem guten Essen werden wir sicher Durst haben.“

Die Kinder assen alles durcheinander: Schokolade, Wurst, Keks, Chips, Käse.

Sacha fühlte sich plötzlich so wohl. Er fing an übermütig zu lachen. Mona fand das Abenteuer fabelhaft und die Zwei stopften sich all ihre Schätze in den Mund, kicherten, alberten und waren glücklich.

Dann stand Sacha auf, Mona warf den Picknick-Abfall in den Drahtkorb, wusch den Becher aus, packte ihn in ihre Schulta-

sche und lief zu Sacha, der schon wieder Grabinschriften entzifferte :

„Hier ruht unser lieber Vater Emil Pfeiffer“, las er.

„Schau, so ein schöner Stein, eine Sonne oder so etwas ist darauf gemalt. Nein, nicht gemalt, gemeisselt.“

„Was ist das, gemeisselt?“ fragte Mona.

„Das ist so wie gebohrt. Siehst du, man kann's nicht abwaschen, das Bild ist im Stein.“

Die Kinder schritten ernsthaft von Grab zu Grab, gaben ihr Urteil über die Inschriften und die Dekorationen der Steine ab. Sonnen, sogar vergoldete Sonnen, gab es viele, Blumen, Zweige, aneinandergelegte Hände, nur Hände, ohne Arme. Es gab viele Engel, manchmal Photographien. Die Kinder gaben den Grabsteinen Zensuren, eins für sehr, sehr schön, zwei für sehr schön usw. Nur sehr wenige bekamen eine Fünf oder gar eine Sechs. Da stand ein unbehauener Stein, der verdiente eine Sechs, und Hans-Joachim, der darunter lag, verdiente Mitleid wegen seines so rohen Steins. Mona hatte eine gute Idee :

„Wir bauen ihm ein hübsches Zwergenhäuschen als Dekoration, komm, Sacha!“

Aus Tannenzapfen, Moos, Zweiglein bauten die Kinder ein wunderschönes Zwergenhäuschen, und da sie einmal mitten in diesem Spiel waren, suchten sie Eicheln, Steinchen und Blumen und legten einen hübschen Garten um das Häuschen an. Inzwischen war es schon spät geworden. Hans-Joachims Grab sah aber prachtvoll aus.

„Schön ist es geworden, komm, lass uns andere Gräber schmücken.“

So viel Energie, um ein zweites, hübsches Zwergenhäuschen zu bauen, hatten die Kinder nicht mehr. Aber sie fanden es doch

ungerecht, wie die Blumen verteilt waren: da gab es fast überladene Gräber, andere, die ohne jeden Schmuck dalagen.

Es war eine grosse Arbeit, den Blumenschmuck gerecht zu verteilen. Die Kinder gaben sich grosse Mühe, es so gut wie möglich zu tun. Sie waren so eifrig beschäftigt, dass sie aufschracken, als sie eine zornige Stimme hörten:

„Was macht ihr denn da? Ein Friedhof ist kein Spielplatz. Schnell, geht nach Hause, hier habt ihr nichts verloren!“

Eine alte Frau stand über ihnen und sah sie böse an.

„Schnell, nehmt eure Klamotten und verschwindet!“

Eingeschüchtert, obwohl sie sich keiner Schuld bewusst waren, suchten Sacha und Mona ihre Schultaschen und den Pullover und rannten vor der zornigen Alten davon. Sie liefen in irgendeine Richtung, waren verstört und nicht mehr so glücklich wie eben.

„Sollen wir nach Hause fahren?“

„Ja, das ist das Beste. Fahren wir nach Hause.“

Die Zwei suchten das Friedhofstor, aber obwohl sie schliesslich die Friedhofseinzäunung gefunden hatten, war nirgends ein Tor zu sehen. Sie suchten, suchten und waren plötzlich sehr müde.

„Sacha, gib deinen Pullover. Wir könnten uns ein paar Minuten ausruhen, komm!“

Sie fanden eine schöne, rote Steinplatte, die unter einem roten Steinengel lag, der segnend die Hand hob. Und unter diese schützende Hand legten sich Mona und Sacha, eng umschlungen. Es war nicht kalt, die Köpfe lagen bequem auf Sachas Pullover, aber ein klein bisschen unheimlich war es doch, vorallem, seit sie der bösen Frau begegnet waren, die sie so beschimpft hatte. Daher hielten sie sich so eng aneinander fest.

Sachas Mutter hatte, wie an jedem Schultag, auf ihren kleinen Sohn gewartet, zehn Minuten, zwanzig Minuten. Als er aber

nach einer halben Stunde immer noch nicht kam, rief sie ihren Mann im Büro an.

„Ich mache mir Sorgen, es ist schon fast ein Uhr und Sacha ist immer noch nicht nach Hause gekommen.“

„Der Junge wird sich mit Freunden amüsieren. Sei nicht unruhig, Helene. Du wirst sehen, er steht bald vor der Tür.“

Der Vater versuchte seine Frau zu beruhigen, war aber selbst nicht so ganz von der Richtigkeit seiner Worte überzeugt. Und Sachas Mutter glaubte den beruhigenden Worten ihres Mannes überhaupt nicht. Sie rief Tante Ursula an, die sich, als gute Freundin, sofort in ihr Auto setzte, um nach zehn Minuten bei der verzweifelten Helene anzukommen und diese zu trösten versuchte.

„Rufen wir bei der Polizei an!“

Der diensthabende Polizist war höflich und freundlich. Es war nicht das erste Mal, dass eine verstörte Mutter ihr Kind suchte.

„Wie alt ist das Kind? sieben Jahre? Ihr Sohn ist sicher im Freibad. Dort ist immer eine ganze Bande von Kindern dieses Alters und etwas älter. Was sagen Sie? Der Junge habe keine Badehose bei sich? Das ist doch kein Hinderungsgrund ins Freibad zu gehen. Wenn Ihr Kind nicht in einer Stunde zurückgekommen ist, rufen Sie nochmal an. Nur keine Panik, liebe Frau!“

„Liebe Frau!“ So etwas mochte Helene schon gar nicht hören. Gott sei Dank kam Sachas Vater. Er wollte es zwar nicht wahrhaben, aber er war auch in Sorge um sein Kind. Helene war glücklich, nicht mehr alleine planen und handeln zu müssen. Der Vater rief als erstes Frau Wieler, die Lehrerin, an.

„Sacha ist nicht nach Hause gekommen? Er macht den Heimweg immer mit Mona. Die ist ein sehr selbstbewusstes, unternehmungslustiges kleines Ding. Rufen Sie einmal ihre Eltern an. Und bitte: halten Sie mich auf dem Laufenden!“

Bei Monas Eltern meldete sich niemand! Was für eine Familie, keiner war zu Hause, um das Kind nach der Schule zu erwarten. Oder waren die Eltern auf der Suche nach Mona? Nein, sicher waren es schlechte Eltern, und mit deren Kind war der liebe Sacha befreundet! Das Mädchen hatte den armen Jungen verführt, sicher! Oh Gott! Aber zu was verführt?“

Es tat gut über andere Leute etwas Schlechtes zu sagen, das liess die eigene Angst für ein paar Minuten vergessen.

Die Hausglocke klingelte. Sacha! Nein, ein bärtiger, unbekannter Herr stellte sich vor:

„Ich bin Monas Vater, Frau Wieler gab mir Ihre Adresse. Es ist schon fast sechs Uhr, wir sollten uns an die Polizei wenden.“

Helene erzählte von ihrem Anruf bei dem freundlichen Polizeibeamten. Sie blieb mit Tante Ursula im Haus, um weiter auf ihren kleinen Sacha zu warten. Die beiden Männer fuhren zum Polizeibüro.

Sachas Vater war ein recht autoritärer Herr. Er schlug vor, die Kinder über Funk suchen zu lassen. Eigentlich war es ja zu früh, nach fünf Stunden Abwesenheit, schon zu so grossen Mitteln zu greifen, aber die beiden Väter überzeugten die Beamten der Polizeiwache. Die Fahndung wurde so rasch wie möglich durchgeführt, und wirklich kam fast sofort der Anruf des Strassenbahnführers der Linie sieben.

Ja, zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, waren kurz nach dreizehn Uhr in seiner Strassenbahn gewesen. Sie waren an der Endstation „Waldfriedhof“ ausgestiegen. Zwei liebenswürdige, höfliche Kinder, die ihre Oma besuchen wollten.

„Waldfriedhof? Was machen unsere Kinder denn dort?“

„Schauen wir einmal nach!“ sagte der Polizist, und die drei Männer fuhren mit einem Polizeiwagen hinaus, zum Waldfriedhof. Dort waren nach Feierabend mehrere Besucher.

„Zwei Kinder? Nein, die haben wir nicht gesehen. Aber schauen Sie einmal: alle Gräber sind hier umgeräumt worden, Blumen, Pflanzen sind anders verteilt worden. Vandalen waren am Werk! Ich wollte eben bei der Polizei anrufen und Anzeige erstatten!“

„Sehen Sie hier: ein Zwergenhäuschen auf einem Grab, Graberschänderei ist das!“

Die drei Männer hörten nicht weiter zu, sie wussten, dass sie bald am Ziel waren. Sie trennten sich, und jeder suchte in einer anderen Richtung. Der Polizist fand zwei friedlich schlafende, engumschlungene Kinder unter einem roten Engel, der schützend seine Hand über sie hielt. Und weil der Beamte selbst zwei Kinder hatte und die Väter und vor allem die Kinder verstand, wollte er diese nicht mit seiner strengen Uniform erschrecken. Er weckte sie daher nicht auf, sondern rief die beiden Väter. Die beugten sich, sichtlich erleichtert, jeder über sein Kind, nahmen sie sanft hoch und gaben ihnen einen herzhaften Kuss. Mona und Sacha waren gar nicht so sehr erstaunt, in den Armen ihrer Papas aufzuwachen.

Erstaunt und hochbeglückt waren sie dagegen darüber, in einem richtigen Polizeiauto nach Hause gefahren zu werden. Ein toller Abschluss dieses Abenteuers!

Das Polizeiauto setzte zuerst Sacha und seinen Papa bei dessen Auto vor der Polizeiwache ab. Der Vater bedankte sich herzlich bei dem Polizeibeamten, fragte, ob es noch Formalitäten zu erledigen gäbe, ob Kosten zu regeln seien, ob er dem Beamten ein paar Flaschen Wein schicken dürfe. Als all diese Fragen mit einem freundlichen „Nein“ beantwortet waren, beugte er sich zu Monas Vater in den Wagen:

„Es würde uns sehr freuen, wenn Sie mit Ihrer Frau und Mona morgen abend zu uns zum Essen kämen. Wir würden Sie sehr

gerne näher kennen lernen. Meine Frau ist ganz sicher meiner Meinung. Unsere Kinder sind Freunde, warum sollten es die Eltern nicht auch werden? Also: auf morgen abend, und einen herzlichen Gruss unbekannter Weise an Ihre Frau!“

Der Weihnachtsstern

Die folgende Geschichte ist natürlich ganz und gar nicht wahr, das merkt ein jeder sofort. Wie kann Herr Alexander ganz alleine ein Raumschiff bauen ?

In einem fremden Land lebte ein sehr kluger Mann, er hiess Herr Alexander. Herr Alexander hatte einen grossen Traum : er wollte mit einer Rakete die Sterne besuchen und erforschen. Herr Alexander sass Tag für Tag und Nacht für Nacht über seinen Plänen und nach langer Zeit und harter Arbeit hatte er ein Raumschiff gebaut. Aber über dieser Arbeit war Herr Alexander nicht nur zu alt geworden, um selber zu den Sternen zu fliegen, er hatte auch all sein Geld ausgegeben und konnte keine ausgebildeten Astronauten bezahlen. Daher behalf er sich mit zwei Burschen, die mutig und unternehmungslustig waren und zu gerne das Raumschiff von Herrn Alexander ausprobieren wollten. Nur waren die zwei Jungen während ihrer Schulzeit sehr schlechte Schüler gewesen. Sie waren zwar klug und hatten einen hellen Kopf, aber sie passten nie auf, wenn der Lehrer etwas sagte, sie gaben nie acht, wenn etwas besprochen wurde. Hans und Peter, so hiessen sie, waren leider immer schrecklich unaufmerksam.

Und nun passten die Beiden überhaupt nicht auf, als Herr Alexander ihnen sein Raumschiff erklärte und zeigte, wie es betrieben werden musste.

So nahmen Hans und Peter eines Morgens Abschied von Herrn Alexander, stiegen in das Raumschiff und schossen in den Himmel hinein.

Da sagte Peter : „weisst du eigentlich auf welchem Stern wir landen sollen?“

„Ich“, erwiderte Peter, „ich habe keine Ahnung, ich dachte du hättest gut acht gegeben, als Herr Alexander uns alles erklärte.“

Hans und Peter machten dumme Gesichter, aber sie dachten: „irgendwo werden wir schon landen.“

Und wirklich setzte sich die Rakete mit einem Riesenruck auf einen Stern und blieb dort stehen. Hans und Peter stiegen aus, sahen sich um.

Alles war fremd, das Licht, die Farben, die Formen. Es gab keine Bäume, keine Blumen, keine Schmetterlinge.

„Wo sind wir? wo sind wir?“ riefen die Jungen.

Eine tiefe Stimme antwortete: „Ihr seid auf dem Planeten Mars, hier wohnt Mars, der Herr der Krieger!“

Schon sahen die beiden Astronauten eine Schar bunter Krieger, die miteinander kämpften, rangen, fochten. Es war so spannend wie beim Fernsehen, und Hans und Peter feuerten die Kämpfer mit lauten Rufen an. Als die aber die Jungen erblickten, stürzten sie sich alle auf diese, und Hans und Peter hatten grosse Mühe sich noch rechtzeitig in ihr Raumschiff zu retten. Sie schlossen die Türe gut zu und drückten auf alle Knöpfe am Schaltbrett, bis sich die Rakete erhob und einem anderen Stern zuflog.

Auch dort verlief die Landung glatt und die Astronauten stiegen aus, sahen sich um.

Alles war fremd: das Licht, die Farben, die Formen. Es gab keine Bäume, keine Blumen, keine Schmetterlinge.

„Wo sind wir? wo sind wir?“ riefen die Jungen. Eine liebliche Frauenstimme antwortete: „Ihr seid auf dem Planeten Venus!“

Hier wohnt Venus, die Herrin der Schönheit. Willkommen auf Venus!“

Und schon sahen die Beiden eine Reihe wunderschöner Mädchen, die sich tanzend und lachend zu amüsieren schienen.

Die zwei Jungen näherten sich schüchtern den hübschen Mädchen, und diese winkten ihnen, näher zu kommen. Hans und Peter wollten den Mädchen die Hand geben. Aber sobald sie die Erste berührt hatten, war – hast du's nicht gesehen – die ganze Mädchenschar verschwunden. Nur noch ein spöttisches Gelächter war zu hören. Enttäuscht und beschämt bestiegen die Beiden ihr Raumschiff, schlossen die Türe gut zu, drückten auf allen Knöpfen am Schaltbrett herum und schossen weiter durch den Himmel, diesmal bis zu Merkur. Die Astronauten stiegen aus, sahen sich um.

Alles war fremd: das Licht, die Farben, die Formen. Es gab keine Bäume, keine Blumen, keine Schmetterlinge.

„Wo sind wir? wo sind wir?“ riefen die Jungen. Eine kräftige Männerstimme antwortete: „Ihr seid auf dem Planeten Merkur. Hier herrscht Merkur, der Herr der Boten.“

Und schon kam ein ganzes Heer von Briefträgern, zu Fuss, mit Fahrrad, mit Moped, im Auto, auf sie zu. Ein Oberpostmeister verneigte sich höflich vor den Jungen, hängte jedem eine Briefträgertasche um und bedeutete ihnen sich in das Briefträgerheer einzureihen. Dazu hatten Hans und Peter gar keine Lust. Sie nahmen Reissaus, bestiegen ihr Raumschiff und sausten ab.

Doch die zwei Astronauten begannen bange zu werden. Sie hatten keine Ahnung wie sie je wieder auf die gute Erde zurückkommen konnten.

Endlich landeten sie auf einem vierten Stern. Sie stiegen aus, sahen sich um :

Hier gab es Bäume, Blumen, Schmetterlinge.

Sie standen auf einer grünen Wiese, auf der eine Herde Schafe weidete. Auch eine Gruppe Hirten war in der Nähe. Kinder spielten und lachten.

„Endlich sind wir wieder zu Hause, auf unserer Erde,“ riefen Hans und Peter. Doch die Hirten schüttelten den Kopf. „Nein, ihr seid nicht auf eurer Erde, ihr seid auf dem Weihnachtsstern. Unseren Stern gibt es nur im Winter und da ist dann immer Weihnachten. Kommt mit uns, wir zeigen euch den Stall von Bethlehem.“

Die Jungen rieben sich die Augen : da stand wirklich ein Stall und in diesem waren Maria und Josef und das Kindlein. In einer Ecke lag der Ochs und neben ihm stand der Esel. Auch zwei, drei kleine Engel waren zu sehen. Der eine hatte eine Posaune in den Händen. Es war genauso wie die Krippe unterm Weihnachtsbaum zu Hause, nur waren hier keine Puppen. Alle, Maria, Josef, das Kindlein, der Ochs und der Esel, die Englein, waren lebendig.

Maria lächelte Hans und Peter zu: „Willkommen auf dem Weihnachtsstern ! Wir haben schon von euch gehört. Ihr seid eine ganze Weile unterwegs, und ich kann mir denken, dass eure Eltern sich sehr um euch ängstigen. Ihr solltet so rasch wie möglich auf die Erde zurück, ihr Zwei.“

Die Jungen brachen in Tränen aus. „Wir wollten das so gerne, aber wir haben bei Herrn Alexanders Erklärungen seines Raumschiffs gar nicht aufgepasst und wissen nicht wie wir seine Rakete bedienen müssen. Ohne Hilfe kommen wir nie mehr auf unsere Erde zurück.“

Da wusste Josef sofort Rat: „Ich führe euch zu unseren drei Weisen aus dem Morgenland. Kaspar, Melchior und Balthasar sind gelehrte Wissenschaftler und können euch sicher helfen.“ Und wirklich waren die drei Könige, die schon seit zweitausend Jahren die Sterne studierten, hocheifrig, so ein modernes Raumschiff aus der Nähe zu sehen. Sie brauchten nicht lange, um alle Schalter, Hebel und Schrauben zu verstehen. Sie fanden die Rakete wundervoll und wären am liebsten selbst eingestiegen. Aber die Erzengel standen mit feurigen Schwertern bei den drei heiligen Königen und bewachten sie. Kaspar, Melchior und Balthasar gehörten auf den Weihnachtsstern und mussten auch hier bleiben.

Diesmal, als die drei Weisen aus dem Morgenland Hans und Peter die Bedienung und das Steuern des Raumschiffs erklärten, gaben die beiden Jungen genau acht und verstanden alles, was ihnen gesagt wurde.

Hans und Peter nahmen Abschied von den Bewohnern des Weihnachtssterns, dankten den drei klugen Königen und sausten glücklich zur Erde zurück.

Achévé d'imprimé le 21 juin 2015
sur les presses de l'Imprimerie des Bergues SA à Carouge.
Il en a été tiré 100 exemplaires
sur papier Freelifé vellum 100 gm² chamois clair.